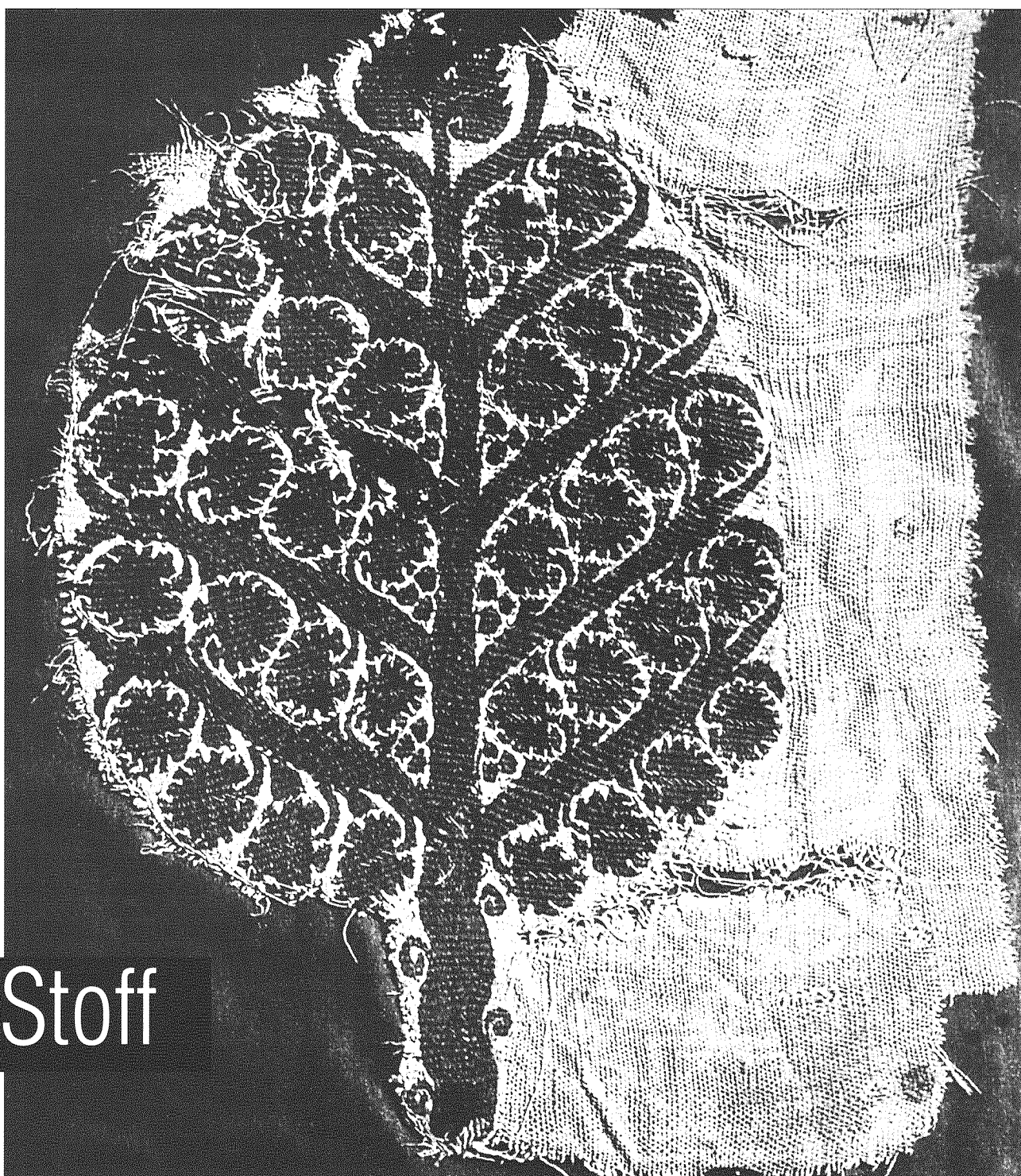


FAMA

Feministisch-
theologische
Zeitschrift
21. Jahrgang
Mai 2005

FAMA 2



Stoff

Stoff – dieses Wort liebt es, Verbindungen einzugehen. Es ist nicht wählerisch. Was es dabei aus sich macht, kann wunderschön sein, aber auch tödlich. Wenn es ums Erzählen geht, dann holt es sich alles, was es zu holen gibt, in der Wirklichkeit und im Traum. Aber nur der Traum bringt es zu jener Nähe, die beides zu einem macht, den Traum und den Stoff, wo hingegen die Wirklichkeit unverbunden bleibt, auch wenn sie ebenso unerschöpflich Stoff hergibt wie der Traum. Nicht nur der Erzählstoff wird nie zur Neige gehen, auch der Lesestoff nicht, solange es Lesende gibt, die nicht sein können ohne diese unterschiedlich gemischten Ingredienzien aus Fakten und Fantasie. Wieso aber gibt es Erzählstoff, Lesestoff, Traumstoff, Farbstoff, Giftstoff, sogar Rohstoff, aber keinen Musikstoff, keinen Beobachtungsstoff, keinen Glaubens- oder Wutstoff? Dafür Sprengstoff? Und Stoffwechsel? Rätsel über Rätsel, aber kein Rätsel-, auch kein Ratestoff wird daraus.

Auf jeden Fall besitzt der Begriff Stoff eine grosse Integrationskraft – er lässt uns an Material denken, an Tuch, an Bomben, an Träume, an Drogen. Und so unterschiedlich wie die Realitäten und Träume sind, die er in seinen Materialien und Mustern sammelt, so vielfältig werden die Geschichten und die Theorien, die es von und über ihn zu erzählen gibt.

Stoff für sich allein ist eben: Stoff, Tuch in allen Mustern und Farben. Als Kleid, Sofaiüberzug, Vorhang oder Bettwäsche verhüllt, schützt und dekoriert er Gegenstände und Körper. Vom Notwendigen über das Nützliche bis hin zum Luxus spinnt er seine Fäden – einfarbig ist er, üppig und bunt, kariert, gestreift, je nach Moden, kulturellen Traditionen oder Epochen.

An Stoffmustern und -farben lässt sich ablesen, wie wir uns fühlen, wovon wir träumen, wie wir unsere Welt sehen (wollen). Man verheisst uns in Kleidern den Orient, die Zartheit des Früh-

lings, die Intensität des Herbstes, man umschmeichelt, diszipliniert und reduziert uns mit fließenden Stoffen, engen Hosen und dezenten Anzügen. Was man uns verkauft, ist nicht einfach bunter Stoff und materialisierte Kreativität, sondern auch die Interpretation der Welt und des Kurses, auf dem sie sich gerade befindet. Wirtschaftswachstum lockert beim Mann den Kravattenzwang und die Eintönigkeit seiner Kleidung, Krisen bedeuten in der Regel Abkehr vom Spiel und Rückkehr zum Buchhalterisch-Korrekten. Und wenn man sich umschaute und sich fragt, wie man (in der Mode) gegenwärtig die Lage der Frauen einschätzt, so muss man wohl Lilith Frey Recht geben: «Immer Kinder-Geburtstag. Die Mode macht Frauen klein.» (Blick vom 16. März 2005) Mit viel Blümchen, Rüschen, Flügelärmelchen und Hängergchen statt man diesen Frühling die Frauen aus und mache aus ihnen Kinder. Wo die jungen Mädchen und Frauen, Lolitas gleich, mit ihren Reizen nicht geizen, verwandeln sich nun auch die erwachsenen Frauen in kleine Mädchen. «Das Bild von der Frau als herziges Kind mag dem Mann heute entgegenkommen. Kinder sind pflegeleicht, sie nehmen keinen Job weg und wollen keine Macht. In harten Zeiten des Stellenabbaus, wo Arbeit fast schon wieder Privileg ist, denkt der Mann an sich selbst zuerst. Damit die Frau nicht rebelliert, macht die Mode sie schon mal klein.»

Gesellschaftliche Prozesse sind gewiss komplexer und mehrdeutiger, doch ist diese neue Kindlichkeit nicht zu leugnen. Sie bietet jedenfalls genügend Stoff, um über unseren Status nachzudenken und zu beherzigen, was uns Lilith Frey am Schluss ihres Artikels rät: «erst recht – feministisch weiterkämpfen und nicht Kind spielen.»

Stoff hat noch ein anderes Gesicht. Er ist nicht bloss schöne Fassade als Tuch, Kleid, Hülle und Dekoration. Er hat auch einen schmutzigen Hinterhof: seine Produktion und die damit verknüpften Arbeitsbedingungen; jene schmutzige Spur, die beinahe überall auftaucht, womit wir es tagtäglich zu tun haben, ob wir uns anziehen, essen oder uns vergnügen. Es ist der Stoff, aus dem die Albträume sind, mehrheitlich jene der anderen. Bislang noch. Lesestoff dazu gibt es genug. Wenn wir es denn wissen wollen, liegt alles klar auf der Hand, kaum etwas ist verhüllt und uns entzogen. Dennoch ist der Wunsch nach gnädiger Verhüllung gross. Die nackte Wahrheit ist nur selten schön. Ein Rohstoff, den man gerne etwas bearbeitet hätte, damit er einnehmender wird, erträglich und strapazierfähig.

Enthüllungen beinhalten Sprengstoff, wenn es sich um die Mächtigen, Reichen und Schönen handelt. Wenn sie hinter dem für die Öffentlichkeit konstruierten Vorzeige-Ich das private hervortreten lassen, wenn sie es entlarven und das reale Gesicht hinter der schützenden Maske aus Status, Geld, Privilegien und Macht aufscheinen lassen. Ansonsten ist das Ablegen von Hüllen in unseren Gesellschaften kein Problem. Kaum jedenfalls. Wie viel Stoff den Körper verhüllt, enthüllt, dekoriert, ist eine Sache der Modeindustrie und der einzelnen, deren Freiheit darin besteht, sich anzupassen, abzusetzen oder lächerlich zu machen.

Schwierig wird es, wenn der Stoff nicht den Rückzug antritt und Busen, Bauch und Beine den Blicken freigibt, sondern, im Gegenteil, sich ausdehnt, Gebiete zurückerobert, die er einmal zwanghaft, manchmal auch gnädig verhüllte. Hautenge und knappe Kleider, nackte Bäuche und Dekolletés gelten hierzulande als Zeichen weiblichen Stolzes und Selbstbewusstseins und sind problemlos vereinbar mit Autonomie und Emanzipation. Es wird ja nicht die Haut zu Markte getragen, sondern die Lust am eigenen Körper gefeiert. Wer aber durchaus auch aus Gründen weiblichen Stolzes und mit dem Beharren auf der vielgepriesenen Autonomie sich ein Tuch um den Kopf schlingt, ist nichts weiter als ein bedauernswertes Opfer von Unterdrückung, Demütigung und männlicher Dominanz. Ob halb nackt oder züchtig verhüllt, der Begriff Freiheit bleibt in beiden Fällen des Fragens und Nachdenkens würdig! Allen gegenteiligen Beteuerungen zum Trotz ist der Verdacht nicht ganz von der Hand zu weisen, dass der Unterschied bloss darin besteht, dass sich die einen für Männer aus-, die anderen für Männer anziehen. Mit Autonomie hat beides nicht viel zu tun.

Stoff gibt unendlich Stoff her zu denken, zu grübeln, Verbindungen herzustellen, Geschichten zu erzählen, zu träumen, sich zu erinnern. Ein paar Fäden nur haben wir in diesem Heft herausgezogen aus der Fülle des Materials und der vielfältigen Textur, die es bietet.

Silvia Strahm Bernet

Gut betucht

Die Textilindustrie aus ethischer Perspektive

Barbara Bleisch

Die Schweizer Textil- und Bekleidungsindustrie ist vom wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandel, der sich in den letzten zweihundert Jahren in den meisten Industrieländern vollzogen hat, gezeichnet. Die Textilbranche, die einst als Motor der ersten Industrialisierungsphase galt, hat in der Schweiz seit 1850 kontinuierlich an Bedeutung verloren. Stillgelegte Spinnereien und Webereien zeugen von der einst florierenden Ära der nationalen Textilunternehmen. Waren im Jahr 1800 noch mehr als 85 Prozent aller in Industrie und Handwerk Erwerbstätigen in dieser Branche tätig, betrug ihr Anteil bereits 1910 nur noch 47 Prozent. Heute sind nur noch gerade rund 2 Prozent aller Schweizer Industriearbeitsplätze in dieser Branche angesiedelt. Diese Zahlen sind zum einen auf die technologischen Veränderungsprozesse zurückzuführen, die zu eklatanten Produktivitätsfortschritten bei einer schwindenden Anzahl Beschäftigter führten. Zum anderen jedoch lässt sich die skizzierte volkswirtschaftliche Entwicklung mit der fortschreitenden Globalisierung in Zusammenhang bringen, die mit ihrem wachsenden internationalen Konkurrenzdruck auch die Textil- und Bekleidungsbranche massiv verändert hat.

Schneller, günstiger, trendbewusster

Wer von Globalisierung spricht, spielt in erster Linie auf die Entwicklungen der letzten rund zwanzig Jahre an, die eine zunehmende Liberalisierung des Welthandels mit sich brachten. Diese Liberalisierung ging auch im Rahmen der Textilindustrie mit einer Zunahme des Konkurrenzkampfes unter den Branchenleadern einher. Neue Anbieter drängten mit billiger Massenware auf den Markt und machten hiesigen Anbietern die Kundschaft im In- und Ausland strittig. Beispiele für neuere Modehäuser, die gegenwärtig die Schweiz erobern, sind die spanischen Imperien Zara und Mango. Ihr Erfolgsrezept ist simpel: Sie sind schneller, billiger und trendbewusster als die Konkurrenz und



konzentrieren sich auf dasjenige Marktsegment, in dem gemäss Branchenkenntnissen die lukrativsten Umsätze zu holen sind: aufs jugendliche Publikum. Mango bietet seinen Kundinnen beispielsweise zweimal jährlich eine komplett neue Modewelt, bestehend aus drei verschiedenen Kollektionen von festlichen Roben über den trendy Partyfummel bis zum bürotauglichen Alltagskleid. Alle Mango-Filialen sind weltweit per Modem mit dem Hauptquartier bei Barcelona verbunden, das die Nachbestellungen entgegennimmt und übers virtuelle Netz Produktionen in Auftrag gibt. Boomt ein Artikel, muss er entsprechend schnell wieder auf dem Verkaufstresen liegen – bevor ihn die Konkurrenz imitiert. Die Arbeiterinnen in Asien und Nordafrika werden deshalb nicht selten zu Überstunden gezwungen, arbeiten notfalls auch in der Nacht oder stellen ihre Kinder als Hilfsarbeiter ein. Denn wer nicht termingerecht liefert, fliegt raus. Noch schneller als Mango will Zara sein. In diesem Modehaus verzichtet man neuerdings gänzlich auf Kollektionen und produziert jahraus, jahrein neue Ideen in Anlehnung an die Trendsetter der Metropolen. Das Kopieren von Trends ist eine Sache von Wochen geworden.¹

Nischenprodukt oder Massenware

Die Rechnung der grossen Modehäuser scheint aufzugehen, denn das Geschäft boomt. In Deutschland werden jährlich

rund 12 Kilogramm Kleider pro Person zum Preis von 870 Euro gekauft – und 15 Kleidungsstücke landen pro Person jährlich in der Altkleidersammlung.² Dass die Schweizer Kleiderfirmen, die nach wie vor im Inland produzierten, diesem Konkurrenzdruck ohne massive Umstrukturierungen nicht standhalten würden, war absehbar. Wer auf dem wirtschaftlichen Schlachtfeld überleben will, hat – strategisch ausgedrückt – nur zwei Möglichkeiten: Rückzug oder Angriff. Ein Rückzug verbindet sich in erster Linie mit der Suche nach einer Nische, in der man auf die Produktion von spezialisierter, qualitativ hochstehender Ware setzen kann. So werden heute in der Schweiz zum einen Stoffspezialitäten wie teure Spitzen-, Voile- oder Seidenkreationen, zum anderen hochspezialisierte Textilien für den medizinischen Bedarf, die Weltraumfahrt oder den Spitzensport produziert. Ein kleiner Teil der Schweizer Unternehmen konnte sich somit von der herkömmlichen Weberei zum kreativen Hightech-Produzenten mausern. Wer die zweite Strategie wählt und zum Angriff auf geraubte Marktsegmente bläst, ist gezwungen, die Produktionskosten zu senken, denn die Materialkosten bleiben in etwa stets konstant. Das einfachste Mittel, die Produktionskosten tief zu halten, ist die Lohnsenkung. Produktionsstätten und Arbeitsplätze wurden in Folge dieser Rechnung

von der Schweiz in sogenannte Billiglohnländer verlagert. Während der Stundenlohn einer Näherin in der Schweiz durchschnittlich 17,5 US\$ beträgt, erhält eine Arbeiterin in China, Indien, Pakistan oder Indonesien für die gleiche Arbeit nur gerade 0,3 bis 0,8 US\$. Ein typisches Beispiel für einen Schweizer Betrieb, der seine Produktion ausgelagert hat, ist der Unterwäschefabrikant Beldona. Das Resultat der Umstrukturierungen ist eine globalisierte Form der Arbeitsteilung: Design, Marketing und Management bleiben in der Schweiz angesiedelt, während die handwerkliche Arbeit in Ostblockländern verrichtet wird. In Rumänien muss einer Näherin knapp 1 US\$ pro Stunde bezahlt werden.

Die Kehrseite des Modischen

Das Erfolgsrezept «schneller, günstiger, trendbewusster» ist freilich nicht für alle mit dem grossen Los verbunden. Im Gegenteil. Während hierzulande die Superlative für klingelnde Kassen sorgen, werden andernorts die Menschenrechte mit Füßen getreten. Die Fabrikmanager erhöhen unter dem Produktionsdruck die täglichen Zielvorgaben und verlangen Zwangsüberstunden, damit die Bestellungen termingerecht erfüllt werden können. Um eine 105-Stunden-Woche durchzustehen und ein immenses Pensum an Fliessbandarbeit bewältigen zu können, schlucken thailändische Näherinnen gar Amphetamine.³ Oft arbeiten die Näherinnen aber nicht nur unter Zeitdruck, sondern sind auch gesundheitsschädigenden Lärm- und Staubbelastungen ausgesetzt. Weil die Fabrikleitungen aufgrund dieser unhaltbaren Arbeitsbedingungen Aufstände fürchten, werden Gewerkschaften und kollektive Verhandlungen für Gesamtarbeitsverträge vielerorts verboten. Und um Aufträge in kürzesten Lieferfristen erfüllen zu können, wird auf Näherinnen, die in Heimarbeit produzieren, zurückgegriffen. Zwar sind gerade Frauen oft froh, wenn sie ihre Arbeit zuhause erledigen können, doch arbeiten sie dann ohne jede soziale Absicherung zu noch mieseren Löhnen. Zu Spitzenzeiten werden die Kinder miteingespant. Gemäss der Internationalen Arbeitsorganisation ILO arbeiten weltweit rund 250 Millionen Kinder zwischen 5 und 14 Jahren. Rund die Hälfte von ihnen versucht verzweifelt, den Anschluss an die Schule nicht zu verlieren; die andere Hälfte hat den Kampf nie geführt oder längst aufgegeben.

Doch nicht nur soziale Probleme sind die Folge des Zwangs zu Superlativen, sondern auch die Umwelt – und mit ihr die Bevölkerung ganzer Städte und Dörfer – leidet. Wer Kosten einsparen will, tut dies allzu oft unter Verzicht auf umweltverträgliche (und teurere) Chemikalien. Die Veredelung der Stoffe –

dazu gehören Bleichen, Färben und chemische Ausrüstungen – ist neben der Fasergewinnung der umweltbelastendste Schritt im Herstellungsverfahren eines Textils. Werden Färbereiabwasser ungereinigt in Flüsse geleitet, werden lebensnotwendige Ressourcen wie Trinkwasser und Ackerboden für immer verschmutzt.

Mode und Macht

Die Modebranche ist zum gigantischen Wirtschaftssektor mutiert – und damit auch zu einem unermesslichen Machtpotential. Dabei ist ein doppeltes Machtgefälle auszumachen: Die Kundschaft macht sich abhängig von der Bekleidungsindustrie, indem sie billige und topmodische Ware begehrt, und die Arbeiterinnen sind abhängig von den Fabrikbesitzern und Händlern, weil sie in deren Betrieben ihren Lebensunterhalt verdienen. Während die erste Abhängigkeit im Prinzip leicht aufzukündigen wäre, indem das eigene Konsumverhalten anderen Idealen als jenen der Trends angepasst wird, ist die Abhängigkeit der Fabrikangestellten schwer zu durchbrechen. 30 Millionen Menschen arbeiten weltweit zu menschenverachtenden Arbeitsbedingungen in der Textil- und Bekleidungsindustrie. Diesen Menschen eine Stimme zu verleihen und sie in ihrem Kampf gegen Ausbeutung zu unterstützen, ist das Anliegen der Kampagne für gerecht produzierte Kleidung, englisch «Clean Clothes Campaign» (CCC).⁴

Mit Unterstützung der Konsumentinnen und Konsumenten haben die Kampagnenverantwortlichen die Mitverantwortung der internationalen Modeunternehmen für unzählige Menschenrechtsvergehen nachgewiesen und die Einhaltung sozialer Mindeststandards gefordert. Das internationale Netzwerk der CCC schlägt Alarm, wenn Berichte über menschenrechtsverletzende Arbeitsbedingungen an die Öffentlichkeit gelangen, unterstützt Arbeiterinnen und Arbeiter bei der Durchsetzung ihrer Rechte und setzt auf Aufklärungsarbeit in den reichen Ländern. Denn wenn die Kundschaft nicht mehr bereit ist, sich in Kleider zu hüllen, die in überlangen Arbeitszeiten und unter Inkaufnahme gesundheitsschädigender Lärm- und Staubemissionen genäht worden sind, können selbst die erfolgreichsten Modeimperien ihre Boutiquen schliessen.

Auf Druck der weltweiten Kampagne hin hat schon manche Firma den Verhaltenskodex der CCC unterschrieben, der sich auf die Konventionen der ILO stützt. Der Kodex verlangt unter anderem Minimalstandards bezüglich Vereinigungsfreiheit, existenzsichernde Löhne, Arbeitsverträge und unabhängige Betriebskontrollen. Ausserdem verbietet er Zwangsarbeit, ausbeuteri-

sche Kinderarbeit und Diskriminierung am Arbeitsplatz. Die Richtlinien binden sämtliche Produktionsbetriebe eines Unternehmens inklusive deren Zulieferer ein, was umso wichtiger ist, als Kleidungsstücke während ihrer Produktion oft für jeden einzelnen Arbeitsschritt (vom Färben des Stoffes übers Veredeln, Zuschneiden, Nähen und Verzieren) die Produktionsstätte wechseln.

Die Gender-Perspektive

Die Textil- und Bekleidungsindustrie ist auch ein Gender-Thema. Das hübsch bestickte Deux-Pièces und das zart gewebte Unterhemd erzählen nicht von den Qualen der Arbeiterinnen, unter deren Händen die Ware entstanden ist. Unter einem Modeschöpfer verstehen wir in erster Linie den Herrn mit ergrauten Schläfen, der – von feenhaften Models umgeben – seine Hände siegreich in den Himmel reckt: Die Modeshow ist gelungen, die Händler werden kaufen. Während die Designerinnen und Designer, die Models und die Werbefachleute Millionengagen für ihre Arbeit kassieren, verdienen die Arbeiterinnen oft nicht einmal den gesetzlichen Mindestlohn. Die Ausgebeuteten sind dabei meist die Frauen. Vor allem Näherinnen, deren Arbeit als sogenannt «leicht» abgetan wird, werden oft schlechter entlohnt als Männer, die beispielsweise Ware verpacken oder transportieren. Die Frauen müssen überdies sexuelle Belästigungen und verbale Ausfälligkeiten bis hin zu Schlägen erdulden. Vor ihrer Einstellung werden Urinproben verlangt, um Schwangerschaften ausschliessen zu können. Mutterschutz und Schwangerschaftsurlaub existieren in sogenannten Billiglohnländern bestenfalls auf dem Papier.⁵

Manch einer Konsumentin vergeht die Lust am Geschäft mit der schmutzigen Wäsche. Aber erst wenn genügend Kundinnen und Kunden die Arbeitsbedingungen der Näherinnen anklagen, beginnt das eine oder andere Modehaus seine Politik zu überdenken. Ein Beispiel hierfür ist etwa die Unterwäscheproduzentin «Triumph», die auf Druck der CCC hin ihre Fabriken in Burma, wo Frauen unter qualvollen Verhältnissen schufteten, schliessen musste. Zuweilen macht sich allerdings Skepsis bezüglich solcher Aktionen breit: Würde diesen Frauen, die dank Triumph zumindest über ein geringes Einkommen verfügten, nicht die letzte Chance genommen? Doch die Triumph-Fabrik war auch eine wichtige Einnahmequelle der burmesischen Offiziere, die mit Folter, Vertreibungen und Morden ein Volk von fünfzig Millionen Menschen terrorisieren. Solches Verhalten darf nicht unterstützt werden. Ausserdem besteht, wie sich zeigt, die berechtigte Hoffnung, dass einzelne Firmen ihre Arbeitsbedingungen aufgrund des interna-

tionalen Aufbegehrens optimieren. Der Preis eines Kleidungsstückes gibt freilich keinen zuverlässigen Aufschluss darüber, wie es hergestellt worden ist. Sowohl ein Label wie Navyboot, das dem höheren Preissegment angehört, als auch eine Marke wie Switcher, die günstige Ware anbietet, leisten in Sachen faire Kleiderproduktion Beachtliches. Die Machtverhältnisse unserer globalisierten Gesellschaft zugunsten der Schwächsten zu verändern, beginnt somit einmal mehr damit, sich gründlich zu informieren.

Barbara Bleisch, 1973, *Philosophin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Ethik-Zentrum der Universität Zürich und Geschäftsleiterin des Nachdiplomstudiums «Master of Advanced Studies in Applied Ethics», arbeitet an einer Doktorarbeit zum Thema globaler Pflichten und ist nebenberuflich als Journalistin tätig.*

- 1) Vgl. Marcel Bühler / Elisa Fuchs, *Mode, Marken, Märkte. Globalisierung konkret. Ein Arbeitsbuch, h.e.p.-Verlag, Bern 2002.*
- 2) Vgl. Terre des Femmes e.V., *Menschenrechte für die Frau, Mode, Macht und Frauenrechte, T.C. Druck, Tübingen 2003, 69.*
- 3) *Erklärung von Bern (EvB): Medienmitteilung vom 28. September 2004.*
- 4) *Mehr Informationen zur CCC sind erhältlich unter <http://www.cleanclothes.ch/>*
- 5) Vgl. Terre des Femmes e.V., *Menschenrechte für die Frau, Mode, Macht und Frauenrechte, Tübingen 2003.*

Bibel-Stoffe und Dekonstruktion

Tania Oldenhage

Im Markusevangelium gibt es eine merkwürdige kleine Szene: Jesus wurde gerade in Gethsemane verhaftet. Seine Jünger sind geflohen. Nur eine Person ist noch bei ihm: «Ein junger Mann aber folgte [Jesus] nach, der war mit einem Leinengewand bekleidet auf der blossen Haut; und sie griffen nach ihm. Er aber liess das Gewand fahren und floh nackt davon.» (Mk 14,51-52)

Jeder Text ist ein Stück Stoff

Wer ist der junge Mann, der den Verfolger so haarscharf entkommt? Manche Neutestamentler haben behauptet, der junge, nackte Mann sei der Evangelist Markus. Markus habe sich mit dieser kleinen autobiographischen Szene selbst ins Evangelium hineingeschrieben. Heutzutage gilt diese Hypothese weithin als unhistorisch. Wir wissen nicht, wer der junge Mann ist. Doch steckt in dieser veralteten Theorie nicht auch ein Stück Wahrheit? Seit dem Beginn der modernen Bibelwissenschaft jagen wir dem Autor des Markusevangeliums hinterher. Wie die Leute in Gethsemane mit ihren Schwertern und Stangen versuchen wir mit den Waffen der historischen Kritik Markus dingfest zu machen. Wir wollen alles über ihn wissen: seine Identität, seine Quellen, seinen Sitz im Leben, seine Botschaft. Doch Markus entzieht sich uns, so wie sich der junge Mann den Händen der Verfolger entzieht. Am Ende stehen wir da und haben nichts in der Hand als das Stück Gewand, das der junge Mann hinter sich liess. Die «wahre» Bedeutung des Markusevangeliums ist wie der nackte Unbekannte längst in die Büsche verschwunden. Und wir bleiben frustriert zurück.

So jedenfalls sieht es der Neutestamentler Steven Moore.¹ Moore gehört zu einer kleinen, aber wachsenden Gruppe von BibelwissenschaftlerInnen in den USA, die sich von der Dekonstruktion inspirieren lassen. Dekonstruktion basiert auf einem bestimmten Textverständnis, das auf den kürzlich verstorbenen französischen Philosophen Jacques

Derrida zurückgeht. Für dekonstruktive DenkerInnen sind Texte keine stabilen Gefässe für klare Aussagen und Botschaften. Stattdessen ähnelt jeder Text dem Stück Stoff, das der nackte Jüngling in Gethsemane zurückliess. Das Wort Text kommt vom lateinischen Verb *texere*. *Texere* bedeutet weben oder flechten. Ein Text ist ein Gewebe, das zusammengehalten wird durch Fäden, Knoten, Nähte, Flicker und Säume. Die meisten Texte wollen gut verarbeitet sein. Die Nähte und Knoten soll man wenn möglich nicht sehen. Die Fäden sollen gut verwahrt sein. Flicker sollen so unauffällig wie möglich in den Stoff übergehen. Denn Nähte können platzen. An losen Fäden kann man ziehen. Gewebe können sich auftrennen. Das gilt auch für Bibeltexte – wie Steven Moore und andere KollegInnen seit einigen Jahren demonstrieren.

Lieblingsmuster

In unserer Kultur sind viele Texte oft nach einem simplen Muster zusammengestrickt. Zwei Stränge von angeblich gegensätzlicher Qualität sind miteinander verwoben, so dass der eine Strang immer oben, der andere immer unten zu liegen kommt. «Seele» und «Körper» sind zwei solche Stränge: Da die Seele qualitativ als höher stehend gilt, überdeckt man mit ihr gewöhnlich alles Körperliche. Ähnlich zusammengeknüpft werden Kultur und Natur, Inhalt und Form, Vernunft und Gefühl, Mann und Frau. Der «Mann» liegt immer oben auf. Die «Frau» wird untergeschlagen – eins der beliebtesten Muster, mit dem die grossen Texte unserer Kultur zusammengehalten werden.

Besonders deutlich sichtbar ist dieses Muster im Text der Texte, der Bibel. In immer wechselnden Stoffen zieht es sich durch die verschiedenen biblischen Bücher. Dein Mann soll dein Herr sein, sagt Gott zu Eva in Genesis 3. Abraham, Sarah und andere biblische Paare zeigen anschaulich, wie das geht. Im Neuen Testament werden die Stränge richtig fest gezogen: «Eine Frau lerne in der Stille mit aller Unterordnung» (1 Tim 2,11). «Wollen [Frauen] aber etwas lernen, so sollen sie daheim ihre Männer fragen» (1 Kor 14,35). «Denn der Mann ist das Haupt der Frau» (Eph 5,23) usw. Immer wieder werden die beiden Stränge «Mann» und «Frau» zu einem Muster verwoben. Und immer liegt der eine zu oberst auf.

Dekonstruktive BibelleserInnen sind nicht die ersten und schon gar nicht die einzigen, die an diesem simplen Muster Kritik geübt haben. Doch sie tun es auf spezielle Weise. Ihnen liegt nichts daran, jene berühmt-berüchtigten Bibelstellen historisch zu verorten. Ihnen liegt auch nichts daran, die Situation der Frauen und Männer von damals zu rekonstruieren. Sie wollen mit den Bibel-

stellen spielen, so wie man eben mit einem Stück Stoff spielen kann. «Mann» und «Frau», so wie sie in unseren Texten miteinander verknüpft werden, spiegeln keine Wirklichkeit. Sie sind von Menschen zusammengesponnen. Letztlich ist es möglich, sie in lauter kleine Faserteilchen aufzudröseln.

Die Dekonstruktion legt den Finger auf die Stellen im Stoff, wo sich die Stränge verheddern, wo die Nähte locker werden, wo sich Verknötungen bilden. Oft passiert das nicht im Zentrum eines Stoffes – eines Arguments oder Gedankengangs – sondern am Rande. Scheinbar irrelevante Fussnoten können Stellen sein, an denen die Naht aufgeht. Kleine Unschlüssigkeiten, unbeabsichtigte Doppeldeutigkeiten können Risse bilden im Stoff. Dekonstruktion schärft das Auge für Unregelmässigkeiten, die sich nicht so recht ins dominante Muster einfügen wollen.

Störungen im Gewebe

Meine Lutherbibel ist voll von kleinen Querverweisen. Unter manchen Bibelversen häufen sie sich, zum Beispiel unter jenen, die das Verhältnis zwischen Frauen und Männern regeln. Wenn ich den kleinen Referenzen folge, werde ich durch die ganze Bibel hindurchgejagt. Vom Garten Eden über Ephesus nach Korinth und wieder zurück. Wie doppelte und dreifache Nähte machen sie den Stoff der Bibel wetterfest. Eingeschlossen in das dichte Netz der Querverweise sind folgende berühmt-berühmte Verse aus dem 1. Korintherbrief: «Der Mann aber soll das Haupt nicht bedecken, denn er ist Gottes Bild und Abglanz; die Frau aber ist des Mannes Abglanz. Denn der Mann ist nicht von der Frau, sondern die Frau von dem Mann. Und der Mann ist nicht geschaffen um der Frau willen, sondern die Frau um des Mannes willen. Darum soll die Frau eine Macht auf dem Haupt haben um der Engel willen ...» (11,7-10).

Wie war das noch gleich? Die Frau soll ... was? ... auf ihrem Haupt haben? Eine Macht? Zum Glück haben viele Bibelausgaben neben den Querverweisen auch Fussnoten, in denen schwer verständliche Wörter erklärt werden. Meine Lutherbibel erklärt: «'Macht' bedeutet wohl 'Schleier'». Die Zürcher Bibel ist noch eindeutiger: Es handle sich hier um «ein Zeichen der Macht des Mannes. Als solches galt der Schleier.» Jetzt kann ich das Muster unseres Stoffes wieder erkennen. Frauen sollen Schleier tragen als Zeichen für ihre Unterordnung. Die hilfreichen Fussnoten haben das Loch gestopft, so dass man es fast nicht mehr sieht.

Doch dekonstruktive BibelleserInnen haben ein gutes Auge für Störungen im Gewebe. Und sie haben nicht viel Respekt vor den Versuchen der historischen Bibelkritik, diese Störungen zu stopfen.

Grundsätzlich bezweifeln sie, dass Wörter und ihre Bedeutungen untrennbar miteinander verwoben sind. Sprache ist nicht so stabil, wie wir denken. Das Wort, das hier zur Debatte steht – die Störung im Gewebe – ist das griechische Wort *exousia*. In den meisten Fällen macht uns dieses Wort keine Probleme. Die Bedeutungen, die uns das Wörterbuch aufführt, sind gut verständlich: Freiheit zu handeln, Autorität, Befugnis, Vollmacht. «Aus welcher Vollmacht (*exousia*) tust du das?», fragen die Leute Jesus, nachdem er die Verkäufer aus dem Jerusalemer Tempel getrieben hat. Und dennoch: Im Grunde ist das Wort *exousia* nichts weiter als eine Ansammlung schwarzer kleiner Striche, Kreuze, Punkte und Kurven in meinem Wörterbuch. Die Dekonstruktion bestreitet, dass es irgendeine natürlich gegebene Verbindung gibt zwischen diesen schwarzen Flecken und einer Realität ausserhalb unserer Sprache. Das gleiche gilt für die deutsche Übersetzung «Vollmacht». Auch dieses Wort ist nichts weiter als ein Haufen schwarzer Flecken. Wer will es dingfest machen? Wenn ich in mein deutsches Wörterbuch schaue, dann verweist mich die Vollmacht von einem Wort zum nächsten – alle letztlich schwarze Flecken auf weissem Papier, deren angeblich klare Bedeutungen darauf fussen, dass sich die Striche und Kurven voneinander unterscheiden. Ich will die *exousia* packen und habe am Ende nur ein Stück Faden in der Hand. Wörter, das Material, aus dem unsere Stoffe gemacht sind, sind tückische kleine Dinger.

Nur Spielerei?

Historische KritikerInnen gehen davon aus, dass das Wort *exousia* im Kontext des Paulusbriefes eine metaphorische Bedeutung bekam: der Schleier. Dekonstruktive LeserInnen würden den Schleier in der Schwebe halten wollen. Was nach Paulus auf dem Haupt der Frau anzubringen ist, das ist letztlich unentschieden. Ein Schleier, vielleicht. Aber vielleicht auch eine Vollmacht. Oder einfach nur ein Fetzen Stoff, mit dem man semantische Löcher «vollmacht».

Den TextkritikerInnen unter uns stehen jetzt wahrscheinlich die Haare zu Berge. Und manch eine mag sich fragen, wohin das Ganze führen soll. Elisabeth Schüssler Fiorenza kritisiert die Dekonstruktion biblischer Texte, weil sie zwar androzentrische Sprachmuster aufdeckt, ihnen aber nichts entgegen halten kann.² Es ist wahr, dass der dekonstruktive Umgang mit Texten manchmal in unverbindlichen Spielereien endet. Und dennoch sollten wir die politische Wirkkraft der Dekonstruktion nicht unterschätzen. Die Einsicht, dass Texte die Wirklichkeit nie vollständig und fehlerfrei einsäumen können, dass es immer

Störungen im Gewebe gibt, kann im politischen Kampf für Geschlechtergerechtigkeit von grossem Wert sein. Das ist besonders dann der Fall, wenn wir es mit Texten zu tun haben, die die Wirklichkeit von Frauen über Jahrhunderte eingeengt haben. Ein Blick auf die ausgefranste Qualität des Wortes *exousia* kann das sexistische Muster zertrennen, das von Paulus und so vielen vor und nach ihm gesponnen wurde. *Exousia* – Schleier, vielleicht. Oder vielleicht doch Vollmacht? «Die Frau muss Vollmacht haben auf ihrem Haupt ...»³ Lasst uns doch bei diesem Bild verweilen und seine subversive Energie anzapfen. Die Frauen in Korinth schreiten hochebenen Hauptes durch die Strassen und Plätze der Stadt. Sie sind autorisiert. Sie reden in Vollmacht, klagen soziale Missstände an mit einer Stimme so kräftig wie die von Jesus im Tempel von Jerusalem. Die Naht, die sich von Korinth nach Ephesus und zurück in den Garten Eden spannt, platzt plötzlich auf. Das Muster reisst. Die Fäden hängen lose. Und wir spinnen neue Stränge.

Tania Oldenhage, Dr. phil., geb 1969, Studium der Religionswissenschaften in Philadelphia, USA; 2000 – 2003 Assistentenprofessorin für Religious Studies am Mount Union College, USA; zur Zeit Studienleiterin am Ev. Tagungs- und Studienzentrum Boldern, Männedorf.

- 1) Janice Capel Anderson / Steven D. Moore, *Mark & Method. New Approaches in: Biblical Studies*, Minneapolis 1992, 93f.
- 2) Elisabeth Schüssler Fiorenza, *But She Said. Feminist Practices of Biblical Interpretation*, Boston 1992, 34f.
- 3) Vgl. Angela Strandharter, «Die Frau muss Vollmacht haben auf ihrem Haupt» (1 Kor 11,10). *Zur Geschichte und Gegenwart feministischer Paulusauslegungen*, in: Irene Dinkel (Hg.), *Feministische Theologie und Gender-Forschung*, Leipzig 2003, 44.

Lydia – die Stoffhändlerin

Ivoni Richter Reimer

Über Lydia bekommen wir Informationen nur durch die Apostelgeschichte des Lukas, vermittelt im Kontext des Berichtes einer Missionsreise des Paulus und Timotheus im Gebiet Kleinasien und Mazedoniens (Apg 16,1-40). Nach der Apostelgeschichte sind Petrus und Paulus die Hauptträger dieser Mission. Alles und alle, die mit ihnen in Kontakt oder Konflikt kommen, werden dementsprechend erwähnt. Das geschieht auch in Bezug auf Lydia, und nur deshalb haben wir einige Fragmente ihres Lebens erhalten.

Der Text stellt Lydia als eine *porfyropolis* dar. Es ist schwierig, dies genau zu übersetzen. Wie wir sehen werden, handelt es sich nicht nur um den Verkauf von Purpur oder purpurnen Stoffen. Der Text erwähnt zudem ihre Herkunft und ihre Religion. Wichtig ist auch, dass Lydia nicht allein erscheint. Erstens wird sie zusammen mit einer Frauengruppe erwähnt; zweitens haben wir in ihrer Umwelt auch Nachrichten über andere Frauen, die arbeiteten und reisten wie sie. Deshalb ist es methodologisch wichtig und historisch erforderlich, Lydia nicht isoliert zu betrachten.

Bilder der Antike:

Frauen und Stoffe im Patriarchat

Sowohl in hellenistischer als auch in römischer Zeit gehörte die Wollarbeit bzw. das Spinnen zu den traditionellen Aufgaben der Frauen. Diese Arbeit zusammen mit dem Kindergebären gehörte zu den weiblichen Aufgaben im Patriarchat. Die meisten Frauen in der Antike waren jedoch nicht nur mit ihrer Hausarbeit beschäftigt. Nicht nur Sklavinnen, sondern auch befreite und freie Frauen aus den unteren Schichten versorgten ihr Haus auch durch ausserhalb des Hauses geleistete Arbeit. Sie arbeiteten in den *collegia*, in organisierten ArbeiterInnenkörperschaften, aber auch in kleinen Familien- oder Stadtmanufakturen.

Das Herstellen von Stoffen war normalerweise mit dem Verkauf der Stoffe verbunden. Deshalb kennt die Antike

auch viele Frauen, die als Kleinhändlerinnen arbeiteten. Männer und Frauen, die solche Arbeit leisteten, waren meist nicht auf Dauer in einer Stadt sesshaft. Es handelte sich normalerweise um Gruppen, die von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt wanderten, um ihre Ware herzustellen und zu verkaufen.

Lydia – eine Stoffhändlerin aus Kleinasien

So gelangte auch Lydia nach Philippi. Wie Apg 16,14 informiert, stammt sie aus der Stadt Thyatira in der Gegend Lydiens, in Kleinasien. Dies ist ein wichtiges Kennzeichen für Lydia, denn die Details über ihre Herkunft und Arbeit deuten darauf hin, dass sie eine Sklavin oder eine Freigelassene gewesen ist: Der Name Lydia ist ein *eticon*, d.h. solche Namen wurden den Sklavinnen gegeben, um sie mit ihrer ethnischen Herkunft zu identifizieren; dazu kommt der historische Befund, dass solche Arbeit in der Antike von Sklavinnen und Freigelassenen geleistet wurde.

Worin bestand die Arbeit, die Lydia als *porfyropolis* leistete? Thyatira war in der Antike bekannt durch ihre Textilproduktion, vor allem wegen den Färbereien. Es wurde dort purpurne, aus Pflanzen gewonnene Farbe hergestellt, die dem luxuriösen, aus Schnecken gewonnenen Purpur ähnelte. Um diese Farbe zu gewinnen, war viel und von der Elite als «schmutzig» eingeschätzte Handarbeit nötig: Pflanzen pflücken, trocknen, kochen, mischen; die Wolle vorbereiten und spinnen; das eigentliche Färben der Wolle, das eine sehr stinkende Arbeitsetappe war, weil sich unter den Ingredienzien auch Urin befand, der damals als Farbfestigungsmittel benutzt wurde; dann endlich kam das Herstellen der Stoffe und das Verkaufen. Lydia hat wohl diese Arbeit in ihrer Heimat gelernt.

All diese Arbeit ist in Apg 16,14 und auf Inschriften mit dem Begriff *porfyropolis* gemeint (latein. *purpurarius/purpuraria*). Eine solche Arbeit wurde nicht von einzelnen Menschen gemacht, sondern war mit Gruppen verbunden. Diese Gruppen konnten aus Frauen und Männern oder nur aus Frauen bestehen, wie der inschriftliche Befund und Apg 16,13 bezeugen. Es gab grosse Korporationen in Thyatira. Die reisenden Gruppen jedoch bestanden aus wenigen Menschen, die sich auf den Weg machten, um ihre Ware zu verkaufen und neue herzustellen, wenn sie unterwegs die notwendigen Rohstoffe fanden. Diese Ware konnte gut verkauft werden, denn sie ähnelte dem echten Purpur, war jedoch günstiger. Menschen wie Lydia mussten also viel und hart arbeiten, um zu überleben, und sie wurden diskriminiert, weil sie eine «schmutzige» Arbeit leisteten, oder wie Cicero

sagte, eine den römischen BürgerInnen unwürdige Arbeit.

Stoffe und Frauen auf Wegen der solidarischen Befreiung

Durch diese Arbeit gelangt Lydia und ihre Frauengruppe in die römische Kolonie Philippi. Wie in anderen *collegia* festigt sich auch diese Gruppe durch religiöse Zugehörigkeit und Praxis. Wie Lydia gehört die Gruppe zu den Gottesfürchtigen, die sich auf ihren Wegen zur jüdischen Religion bekehrten und daraus Kraft schöpften, um weiterzuleben. Lydia ist nicht nur auf wirtschaftlicher Ebene die Chefin der Gruppe, sondern auch die Leiterin dieser Religionsgemeinschaft. Darauf deutet die Kennzeichnung «sie und ihr Haus», die sich auf dieselbe Frauengruppe bezieht und die nun die judenchristliche Botschaft und Taufe empfängt. Aus dieser Gruppe, die durch Arbeit und Religion gekennzeichnet ist, erwuchs die erste judenchristliche Hausgemeinde in Philippi (damals auf mazedonischem Boden), das heute zu Europa gehört.

Diese Frauengeschichte bietet auch für uns einiges an Impulsen: Es handelt sich um eine Frauengruppe, die sich innerhalb einer patriarchalischen Welt solidarisch Wege schafft. Gerade im solidarischen Handeln erweist sich die Treue zu Gott.

Farben und Stoffe weisen hier sowohl auf die durch Arbeit und Diskriminierung ausgebeuteten Frauen hin als auch auf den Aufbau solidarischer Gemeinschaften, die zusammen arbeiten, leben, widerstehen und versuchen, «eine andere Welt» ins Leben zu rufen. Dabei spielt die religiöse Erfahrung eine wichtige Rolle, indem sie den oft namen- und hoffnungslosen Frauen eine Gruppen- und Identitätszugehörigkeit aufzubauen hilft, in der sich auch Gott als solidarisch befreiende Kraft erfahrbar macht.

Ivoni Richter Reimer, geb. 1959 in Brasilien, Theologiestudium, 1990 Promotion bei Luise Schottroff zu «Frauen in der Apostelgeschichte des Lukas», arbeitet als Pfarrerin in Goiânia und Professorin an der Kath. Universität von Goiás. Verheiratet mit Haroldo; Mutter von Daniel (16) und Tiago (10).

Literatur

Sarah B. Pomeroy, *Frauenleben im klassischen Altertum*, Stuttgart 1985.

Ivoni Richter Reimer, *Frauen in der Apostelgeschichte des Lukas. Eine feministisch-theologische Exegese*, Gütersloh 1992.

Luise Schottroff, *Lydias ungeduldige Schwestern. Feministische Sozialgeschichte des frühen Christentums*, Gütersloh 1994.

Verhüllen – Enthüllen

Eine kulturgeschichtliche Perspektive

Farideh Akashe-Böhme

8

Die amerikanische Philosophin Martha Nussbaum hat den Begriff der Grundbedürfnisse in die Ethik eingeführt.¹ Ein menschenwürdiges Dasein verlangt zuallererst, dass bestimmte Grundbedürfnisse erfüllt werden. Zu diesen Grundbedürfnissen zählt sie auch die Kleidung. Das Recht auf Kleidung ist so gesehen ein elementares Menschenrecht. Diese Denkweise hat auf den ersten Blick vieles für sich: sie begreift den Menschen von vorneherein im kulturellen Zusammenhang: Der Mensch kann nur Mensch sein, wenn ihm die Möglichkeit gegeben ist, sich mit den Mitteln seiner Kultur zu versehen, und das heisst im Konkreten eben auch, sich zu bedecken.

Kleidung als Kultivierung der körperlichen Erscheinung

Nun könnte man dagegen einwenden, dass bestimmte Völker unter günstigen klimatischen Verhältnissen nicht das Bedürfnis gezeigt haben, sich zu bekleiden, und das ist für bestimmte Regionen sogar heute noch so. Freilich zeigt sich beim näheren Zusehen, dass sie nicht einfach nackt sind, oder wie man sagt, wie Gott oder die Natur sie geschaffen hat, dass sie vielmehr ihre körperliche Erscheinung stilisieren, sei es durch Tattoos, Bemalungen, durch Applikationen oder minimale Kleidungsstücke. Auch sie sind in ihrer Körperlichkeit nicht schlicht Natur, sondern treten kultiviert in Erscheinung. Wir können von daher Kleidung, wenn wir sie in einem allgemeinen anthropologischen Rahmen sehen, als Kultivierung der körperlichen Erscheinung des Menschen begreifen. Erst sekundär und klimatisch bedingt hat sie die Funktion des Schutzes vor Witterungseinflüssen.

Es ist bemerkenswert, dass diese Auffassung sich bereits in der Bibel findet und insofern für einen sehr grossen Teil der Menschheit massgeblich ist, insofern nämlich die Schöpfungsgeschichte in der Bibel von Christen, Juden und Moslems in gleicher Weise anerkannt wird. Hier nämlich versehen sich Adam

und Eva mit Kleidung, nachdem sie von dem Baume der Erkenntnis gegessen haben und sich ihrer Nacktheit gewahr geworden sind: Sie schämen sich. Nach einer anderen Version werden sie sogar von Gott mit Kleidung versorgt. Es zeigt sich also, dass in der Kleidung als einer anthropologischen Grundstruktur eine tief greifende Ambivalenz des Menschen gegenüber seiner eigenen Natur liegt. Diese Ambivalenz liegt nicht im Sein, sondern im Gesehenwerden. Die Scham ist eine Reaktion auf den Blick des Anderen. In diesem Blick entdeckt man sich in seiner eigenen Körperlichkeit und das heisst in seiner Abhängigkeit und Verletzlichkeit. Man muss dieser Körper sein, ohne ihn gewollt zu haben und ihn hervorgebracht zu haben. Der Philosoph Jean-Paul Sartre sagt, dass der Blick des Anderen einen zum Fleisch macht und damit den Subjektcharakter des Subjektes in Frage stellt. Dies ist es, was in der Scham empfunden wird. Kleidung ist somit Schamabwehr. Kleidung ist die Strategie, die Erscheinung des Körpers als unsere Natur in Kultur zu verwandeln.

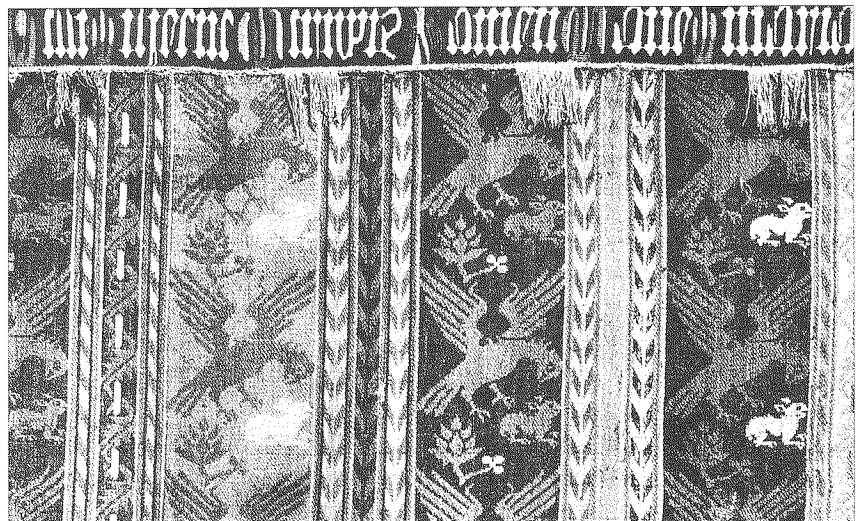
Aufklärung als Enthüllung

Es ist kein Wunder, dass in einer Kultur, die die Geschlechterdifferenz wesentlich als eine Differenz von Geist und Natur auslegt, das männliche Begehren zu einem Begehren der Enthüllung wird. Die Frau, der in der Polarität von Natur und Geist die Rolle der Natur zugewiesen wird, soll in der Liebe wieder zu dem gemacht werden, was sie eigentlich ist: Natur. Eine Frau zu erobern, heisst in einem solchen Denken, ihre Scham zu überwinden und sie ihrer Nacktheit preiszugeben. Mit der Kleidung legt sie zugleich ihren gesellschaftlichen Status ab und ist im Blicke des Mannes nichts als Natur. Dieser abendländische Denktypus und das damit verbundene männliche Eroberungsdemutet heute altmodisch an, doch man fragt sich, ob es nur deshalb überholt ist, weil dem einzelnen Mann das Werk der Enthüllung des weiblichen

Körpers längst gesellschaftlich abgenommen worden ist. Doch dazu später. Die Enthüllung der Natur ist mit der Neuzeit zu einer Metapher von Naturerkenntnis geworden. Erkenntnis als Enthüllung: Das setzt voraus, dass die Natur sich von sich aus nicht so zeigt, wie sie in Wahrheit ist. Tatsächlich ist das ein Denken, das seit Heraklits Spruch «die Natur liebt es, sich zu verbergen», das Natur-Denken bis zur frühen Neuzeit beherrscht hat. Die neuzeitliche Naturwissenschaft beginnt mit dem Entschluss, den Respekt und die Rücksicht, die man bis dahin der Natur gezollt hatte, ihr künftig zu versagen. Charakteristisch ist die Maxime von Francis Bacon: «Unter dem Einfluss der mechanischen Künste verrät die Natur ihre Geheimnisse vollständiger als im Genusse ihrer natürlichen Freiheit». Francis Bacon scheut sich nicht, den Prozess experimenteller Naturforschung in Analogie zur inquisitorischen Folter darzustellen. Es ist vor allem die feministische Wissenschaftshistorikerin Carolyn Merchant, die diese Zusammenhänge aufgedeckt und zu einer Kritik an der neuzeitlichen Naturwissenschaft gemacht hat.²

Gewalttätige Entschleierung der Natur

Im Zuge dessen hat sie noch eine zweite Metaphorik für Naturforschung zum Bewusstsein gebracht. Die Natur wird allegorisch als Frau dargestellt und der Prozess der Naturforschung entsprechend als Enthüllung des nackten Frauenkörpers. Es gilt der schamhaften Natur ihre Geheimnisse zu entreissen. Naturforschung erhält in dieser Perspektive etwas Laszives und Rücksichtsloses. Diese Parallele von männlicher Eroberung weiblicher Unschuld und Naturerkenntnis wird auch immer wieder mit der Metapher der Entschleierung gefasst. So in Friedrich Schillers Gedicht «Das Bildnis von Saïs» und in dem Märchen von Hyazinth und Rosenblüth, dem Märchen, das der Dichter Friedrich von Harden-



berg, genannt Novalis, in seiner Erzählung «Die Lehrlinge von Saïs» eingebaut hat. Der Ausgang ist unterschiedlich. Während bei Schiller der Jüngling beim Anblick der Göttin Isis, die er enthüllt hat, erstarrt, fällt Hyazinth seiner geliebten Rosenblüth, die sich als Kern seiner Suche nach Natur offenbart, in die Arme. Zusammengenommen ist die Ambivalenz gewahrt. Eins aber wird deutlich: Der Prozess der Naturforschung und damit allgemeiner die Aufklärung wird in diesen Bildern nicht einfach als ein Verbreiten von Licht, das allenfalls noch mit neuen Schattenseiten verbunden sein mag, gesehen, sondern als ein gewalttätiger Prozess. Da Scham und Verhüllung an ihrem Ursprung Akte der Kultivierung sind, hat Aufklärung zugleich auch immer den Charakter der Zerstörung von Tradition und Konvention und die Tendenz, den Menschen auf seine nackte Existenz zu reduzieren.

Kleiderordnung und Enthüllung

Im europäischen Bereich waren die Kleidersitten mehr durch die ständische Ordnung als durch religiöse Vorschriften geregelt. Es galt und gilt jedoch bis heute, jedenfalls für die katholische Kirche in südlichen Ländern, dass Frauen in den Gotteshäusern ihre Haare bedecken sollen. Gleichwohl muss man sagen, dass die christliche Religion einen sehr viel weiter gehenden Einfluss hatte, wegen ihrer allgemeinen Verpönung von Nacktheit und Fleischeslust. In der griechisch-römischen Antike waren zumindest im Bereich der Leibesübungen leichte Bekleidung und Nacktheit ganz selbstverständlich. Das betrifft auch die Darstellung des menschlichen Körpers in der Kunst. Da die griechisch-römische Kunst auch im christlichen Mittelalter vorbildlich blieb, finden wir hier trotz der Verpönung des Körpers gelegentlich Darstellungen von Nacktheit, allerdings immer unter einem Vorwand oder durch Feigenblatt und hauchdünne Schleier entschärft. Im Allgemeinen aber war die körperliche Erscheinung eines Menschen, in der Kunst wie im Leben, die Erscheinung des bekleideten Menschen.

Die Kleiderordnung war ständisch und das heisst, dass sie am strengsten im mittleren Stand, dem Bürgerstand, war. Auf dem Gipfel der gesellschaftlichen Pyramide konnte man sich Frivolitäten wie das Dekolleté leisten und am unteren Ende, wo Armut herrschte, trat der unbedeckte Körper partiell schon aus Not hervor. Das alles änderte sich langsam ab der Mitte des 18. Jahrhunderts, als die Kleiderordnung schrittweise von Mode unterlaufen und schliesslich abgelöst wurde. Hinzu kommen Wellen von Wiederentdeckung und neuer Begeisterung für den menschlichen Kör-



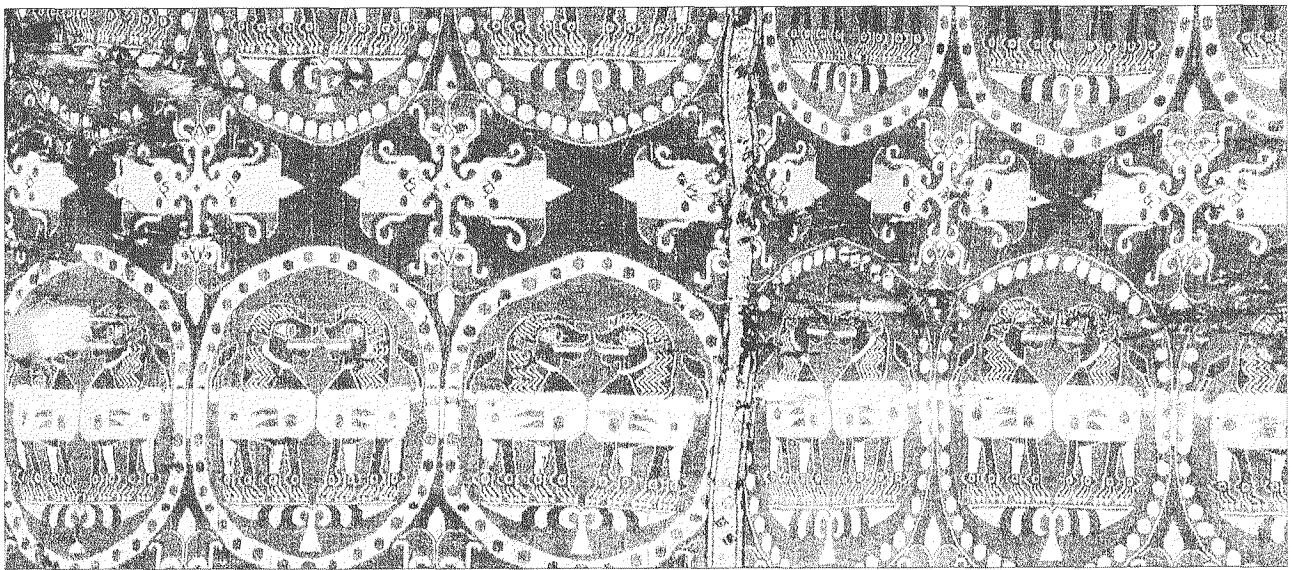
per im Zeichen von Natur, so im Sturm und Drang und dann erneut in der Lebensreform-Bewegung um 1900. Hier ist insbesondere an die Freikörperkultur und den Kampf gegen das Korsett zu denken. Diese Entwicklung hatte aber auf dem Hintergrund einer weiterbestehenden Schamkultur und Prüderie von Anfang an den Touch des Pikanten. Das wurde in zunehmendem Masse vom Marketing genutzt. Hier, wo es um die Erregung von Aufmerksamkeit und die Erweckung der Begehrlichkeiten ging, fand eine fortschreitende Enthüllung des weiblichen Körpers statt. Eine andere Linie aus dem selben Ursprung ist die gesteigerte Emanzipation des menschlichen Körpers aus den Zwängen der Schamkultur. Sie vollzog sich in der Kunst und in den Medien – insbesondere im Film, wirkte aber über Bademode und Unterwäschedesign auf die Lebensformen aller Bevölkerungsschichten zurück. Man könnte hier im Gegensatz zu Norbert Elias' Theorie vom Prozess der Zivilisation von einem Zurückweichen oder sogar vom Abbau von Schamgrenzen sprechen. Aufs Ganze gesehen müssen wir feststellen, dass sich gegenüber einer christlich geprägten Schamkultur in den westlichen Ländern in der Moderne eine fortschreitende Enthüllung des menschlichen Körpers, insbesondere des weiblichen, vollzogen hat. Triebkräfte dafür sind die

Emanzipation von der ständischen Ordnung, vor allem aber die ökonomische Ausbeutung und Steigerung der menschlichen Begehrlichkeit.

Verhüllung im Islam

Wenden wir uns nun dem islamisch geprägten Kulturkreis zu. Da müssen wir feststellen, dass es sich hier im Gegensatz zur westlichen Moderne um eine Verhüllungs- und Schamkultur handelt. Natürlich sind dabei grosse Differenzen je nach Staatsform, Region und Gesellschaftsschicht festzustellen. Das zeigt sich bereits an den unterschiedlichen Schleiersitten in den islamischen Ländern. Wir haben hier ein breites Spektrum vom Verbot des Schleiers in öffentlichen Institutionen in der Türkei bis zur Burqa, also der gänzlichen Verhüllung des Körpers einschliesslich des Gesichts, in Afghanistan. Das ändert aber nichts an den grundsätzlichen Denkweisen. Vor allem aber müssen wir beachten, dass die Frage des Schleiertragens nur eine relativ äusserliche ist, die auf einer breiten Tabuisierung des nackten Körpers beruht.

Gerade Letzteres wird von den durchschnittlichen westlichen BeobachterInnen, die mit der Frage des Schleiertragens im öffentlichen Raum konfrontiert sind, nicht beachtet. Es handelt sich aber keineswegs bloss um die Kopfhare der Frau. Vielmehr ist der ganze Kör-



per tabu, d.h. er darf im öffentlichen Raum überhaupt nicht und im Privaten nur von Frauen bzw. dem Ehemann, Bruder und Vater gesehen werden. Die Regelungen für den Mann sind fast genauso streng. Die Tabuzone reicht von unterhalb der Gürtellinie bis zum Knie und vom Oberkörper bis einschliesslich zu den Oberarmen. Es handelt sich auch nicht nur darum, dass die entsprechenden Körperteile nicht gesehen werden dürfen, sie dürfen auch von Personen anderen Geschlechts nicht berührt werden. Das hat weitreichende Konsequenzen für die Praxis des Alltagslebens. Hier sind die Bereiche des Badens und Schwimmens streng nach Geschlechtern getrennt. Noch einschneidender sind die Restriktionen im medizinischen Bereich. Man ist hier von der westlichen Praxis her gewohnt, dass die noch vorhandenen Reste der Schamkultur im Zusammenhang mit medizinischer Diagnostik und Therapie quasi suspendiert sind. Der einzelne Mann oder die einzelne Frau mögen damit gelegentlich Probleme haben, aber offiziell gilt, dass der Blick des Arztes objektiv und rein sachlich ist und dass in medizinischen Räumen Scham nicht legitim ist. Da die westliche Medizin in islamischen Ländern anerkannt ist, führt das im Konkreten zu erheblichen Problemen – Problemen, die sich übrigens bei der Behandlung von MigrantInnen in europäischen Kliniken ebenso ergeben. Die Diagnose ist häufig auf das Gespräch eingeschränkt, da eine direkte körperliche Untersuchung nicht möglich ist, oder aber es muss eine Person gleichen Geschlechtes zur Vermittlung eingeschaltet werden.

Enthüllung als Verdinglichung und Verletzung der Würde

Wir haben es mit einem Denken zu tun, in dem die Würde eines Menschen nicht bloss in der körperlichen Unversehrtheit besteht, sondern bereits gegen die Versachlichung durch den Blick bewahrt werden muss. Gilt das gegenüber

der Praxis westlicher Medizin, deren Erfolg gerade auf dieser Versachlichung des Körpers beruht, so gilt das noch viel mehr dort, wo der Körper dem Blick aus ökonomisch gesteigerter Begehrlichkeit ausgesetzt wird. Das heisst aber, dass aus islamischer Sicht die Enthüllungstendenzen in westlicher Mode und in westlicher Medizin ein Gräuel sind. Sie verletzen die Ehre der zur Schau gestellten Person, also insbesondere der Frauen, sie sind aber auch eine Beleidigung für den Betrachter, insofern er in seiner Begehrlichkeit angesprochen wird. Wir haben es hier mit einem Denktypus zu tun, für den die Aufdeckung der nackten Tatsachen nicht das oberste Ziel ist. Es gilt stets den Wert oder die Würde einer Person oder einer Sache zu wahren.

Das fängt schon beim heiligen Buch des Koran an. Es ist für die gläubigen MuslimInnen ausgeschlossen, diesen Text einfach als ein kulturelles Produkt anzusehen, das nach seiner Entstehung und Überlieferungsgeschichte untersucht werden kann und unterschiedlichen Interpretationen ausgesetzt werden darf. Man sollte daran erinnern, dass so etwas wie historische Bibelkritik auch im Westen erst im späten 17. Jahrhundert, d.h. also mit der Aufklärung einsetzte. Vorher galt, wie heute für den Koran, die Forderung, dass mit diesem Text nur so umgegangen werden darf, dass seine Autorität bewahrt wird. Es könnte sein, dass diese Forderung des Respekts gegenüber dem Gegenstand der Erkenntnis eine der modernen westlichen Naturwissenschaft entsprechende Entwicklung im islamischen Kulturkreis verhindert hat. Jedenfalls steht fest, dass arabische Wissenschaftler ursprünglich, d.h. im 10. Jahrhundert, den westlichen weit voraus waren. Eine Entwicklung, nach der Forschung als Enthüllung und Fortschritt im gesellschaftlichen und persönlichen Bereich als Emanzipation verstanden wurde, hat es unter der Herrschaft des Islam nicht gegeben. Bewahrung des

Ansehens, der Ehre und der Autorität steht bis heute im Vordergrund.

Von-einander-Lernen

Man wird in einer Zeit, in der beide Kulturen sich räumlich so nahe gekommen sind, die unterschiedlichen Entwicklungen gelassener betrachten müssen und vielleicht zu einem wechselseitigen Von-einander-Lernen kommen können. Denn die Negativfolgen beider Entwicklungslinien sind heute deutlich. War der westliche wissenschaftliche und ökonomische Fortschritt mit einem rücksichtslosen Vorgehen gegenüber der Natur und einem Abbau des Respekts gegenüber der Einzelperson mit ihrer Intimsphäre verbunden, so hat sich die islamische Kultur im Beharren auf Ehre und Autorität gerade um das gebracht, was im Westen als Fortschritt in der Erkenntnis und der Freiheit des Einzelmenschen gilt.

Farideh Akashe-Böhme ist gebürtige Iranerin und lebt seit über dreissig Jahren in der Bundesrepublik. Sie hat Germanistik, Politik, Geschichte und Soziologie studiert. Hauptarbeitsgebiete und Veröffentlichungen zu Frauenforschung, Soziologie der Migration, Islam.

1) Martha Nussbaum, *Gerechtigkeit oder Das gute Leben*, Frankfurt a. M. 1999.

2) Carolyn Merchant, *Der Tod der Natur*, München 1987.

Meine Liebe zum Stoff

Gedankenfäden zu Textilien und Text

Monika Hungerbühler

Unter dem grossen Tisch sei ich immer gesessen, so erzählte mir meine Mutter, und ich hätte dort unten Stoff zerschnitten und Kleider für meine Puppe genäht. Sie habe mir rein gar nichts raten oder helfen dürfen, sie, die oben auf dem Tisch mit flinker Hand auf der Nähmaschine Kleider für uns Kinder genäht hat. Vertieft in meine Nähprojekte sei ich Stunden lang gesessen, hätte zwischendurch geheult und geschimpft, wenn etwas nicht so gegangen sei, wie ich gedacht hatte, sei aber vor Stolz strahlend unter dem Tisch hervor gekrochen und habe die Puppe samt fertigem Produkt – einer neuen Schürze, einer Hose, einer Mütze – vorgezeigt.

Näherinnen

Das Nähen, so sage ich oft, liegt mir in den Genen. Bereits meine Urgrossmutter und meine Grossmutter mütterlicherseits waren Weissnäherinnen, nähten in Heimarbeit und auf Auftragsbasis Hemden, Nachthemden, Unterhosen etc. Meine Mutter nähte uns dann eben Kleider, und ich selbst nähe seit einiger Zeit einmal pro Woche an einem Morgen mit sechs weiteren Frauen in einem Nähkurs Kleider nach meinem Wunsch.

Ich liebe den Stoff, seine Strukturen und Farben, seinen Glanz und seinen Fall, seine Dicke und seine Transparenz, seine Weichheit und seine Muster. Zum ersten Mal in meinem Leben trug ich vergangenen Winter einen mir von meiner Mutter geschenkten kurzen Ledermantel, sonst war es immer Stoff, musste Stoff sein.

Ein Nähprojekt

So war es denn auch kein Zufall, dass irgendwann im heissen Sommer 2003 in mir die Idee für ein Stoffprojekt entstanden ist. Ein Symbol sollte es werden für die Zusammenarbeit und das Zusammenstehen der Basler Pfarreien. Aus einem Gedanken, einem guten Hinweis einer Freundin (einer Weberin!) beim Teetrinken, einigen Rücksprachen und Anfragen ist dann ein konkretes Projekt

entstanden: «Marias Mantel – ein Patchworkprojekt der Basler Pfarreifrauen». Hintergrund war folgender: Die Basis der römisch-katholischen Christinnen und Christen von Basel-Stadt ist von ca. 90'000 Mitgliedern (1970) auf ca. 33'000 (2003) zurückgegangen. Diese nackten Zahlen beinhalteten für viele Kirchenmitglieder einen schmerzhaften Prozess des Loslassens und der Neuorientierung.

Die Kräfte des Zusammennähens

In einer solchen Zeit müssen die Energien und Kräfte der Solidarität, des Zusammenhaltens oder eben des «Zusammennähens» aktiviert werden, dachte ich. Unter dem biblischen Motto «Alles hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit: ... eine Zeit zum Zerreißen und eine Zeit zum Zusammennähen ...» (Koh 3.1.7) schufen an die 100 Frauen aus elf Basler Pfarreien in Handarbeit einen wunderschönen Mantel (3.6m x 1.8m). Selbstverständlich hat eine künstlerische Leiterin das ganze Projekt von Anfang an begleitet.

Schutzmantelmadonna

Ab dem 13. Jahrhundert kommt in der sakralen Kunst des Mittelalters das Motiv des Schutzmantels auf. Die Vorstellung des Mantelschutzes stammt ursprünglich aus dem juristischen Bereich. Im Mittelalter wurden Kinder legitimiert und adoptiert, indem der Vater sie unter seinen Mantel nahm. Hochgestellte Personen, besonders Frauen, konnten Verfolgten unter ihrem Mantel Schutz gewähren und für diese um Gnade bitten. Am häufigsten tritt das Motiv im Zusammenhang mit Maria auf, die damals im Gegensatz zum gestrengen und zornigen Richter-Christus, Geborgenheit und Zuflucht für verirrte und bittende Menschen bot. Sie hielt ihren Mantel auf für alle, auch für Martin Luther, der sich in der Weihnachtspredigt von 1545 eingestand: «Ich habe der Mutter mehr als dem Sohne vertraut.» Die Schutzmantelmadonna verkörperte (und verkörpert) für die Menschen offenbar einen Text, der sie anspricht, den sie verstehen, dem sie glauben.

Sich einschwingen

Mit Maria verbindet sich eine jahrhundertalte Frömmigkeits-Tradition, die sich in Liedern und Gebetspraktiken äussert, aber auch in Prozessionen zu Marienwallfahrtsorten. Diesen Frömmigkeits-Traditionen ist etwas gemeinsam, nämlich die Form des sich Einschwingens auf das Göttliche. Im Gehen einer Prozession, auf einer Wallfahrt und beim Beten des Rosenkranzes sind es die sich immer wiederholenden Bewegungen in Verbindung mit und in Bezug auf Maria. Man schwingt sich ein

auf die Gottesmutter, man schwingt sich ein auf das Göttliche.

Im Buch «Der Rosenkranz. Andacht, Geschichte, Kunst», das Mitte 2003 mit der Ausstellung im Bruderklau-Museum in Sachseln «Zeitinseln-Ankerperlen» herausgegeben wurde, schreibt Franz-Xaver Jans: «Das Rosenkranzgebet ist ein Wiederholungsgebet; religionsphänomenologisch zählt es zu den mantrischen Formen des religiösen Sprechens. Heilige Namen wie Maria oder Jesus werden in einer bestimmten Anzahl und in steter Wiederholung ausgesprochen. Das mantrische Gebet wird auch Namensgebet genannt; ‚Nama Japa‘ (Nama = Name, Japa = Wiederholung) in der indischen Tradition oder bei den Wüstenvätern (Abbas) und -müttern (Ammas) ‚ruminatio‘ (= Wiederkauen). Stets wird dabei ein göttlicher Name, zum Beispiel Adonai, Elohim, Emmanuel, Abba, Sophia, Ruach oder einfach ein göttlicher Buchstabe laut gesungen oder gesprochen und allmählich leise gelispelt und so immer mehr verinnerlicht, bis er bloss noch atmosphärisch im Geiste wahrgenommen wird. Die Übungen werden von der inneren Gestimmtheit des göttlichen Wortes ergriffen und einen sich mit seinem Klang.» (Franz Xaver Jans, in: Der Rosenkranz. Hrsg. Urs-Beat Frei u.a.)

Beim Nähen geschieht wie beim Gehen von Prozessionen und beim Beten des Rosenkranzes Wiederholung: Es sind immer wieder dieselben Bewegungen, Stich um Stich geschieht Verbindung. Es ist eine meditative Arbeit, die die Gedanken frei lässt und ordnet.

Gebete in den Mantel «hineinnähen»

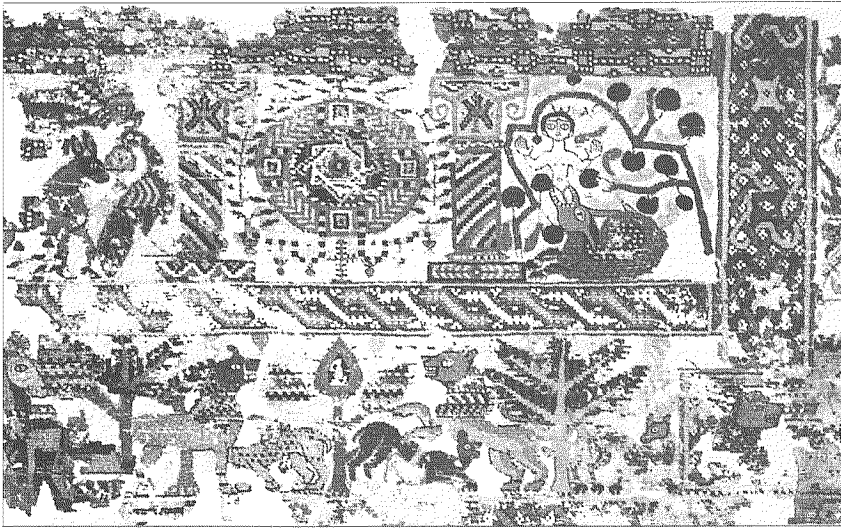
Eine Näherin hat für viele andere Näherinnen angeregt, immer wieder einen Moment schweigend zu nähen und sich beim Nähen auf die Person der Maria einzuschwingen, ihr die persönlichen Sorgen und Freuden anzuvertrauen, in den Mantel hineinzunähen, sich mit jedem Stich einzuschwingen auf das Ganze und, ob bewusst oder nicht bewusst, am grossen Ganzen mitzunähen. Viele Frauen haben diese Anregung gerne aufgenommen. So wurde das Textil zu einem eigentlichen (Gebets-)Text.

Gebetstücher

Ein eindrückliches Beispiel von solch «sprechenden» Textilien sind die rund 900 Gebetstücher der afghanischen Hazara, die vor einigen Jahren in Basel ausgestellt wurden. Die von Frauen gestickten, quadratischen Stoffstücke (30 bis 40 cm gross) sind rituelle, sehr dekorative Tücher, die einerseits den Gebetsstein verhüllen, schützen und rein halten, andererseits – wenn der Stein beim Gebet offen daliegt – die Unterlage für den Stein bilden und eine heilige Sphäre um ihn herum, ähnlich wie ein Gebets-teppich. Der Gebetsstein gehört zu den

Das Textile in der Kunst

Stefanie Bieri



12
10

«heiligen Dingen» der Hazara und besitzt Segenskraft. Dreimal pro Tag, morgens, mittags und abends, wird über ihm gebetet. Ein Gebetsstein kann niemals verkauft, wohl aber verschenkt werden. Weniger streng wird es bei den Gebetstüchern gehandhabt. Die Gebetstücher sind also nicht das Heilige an sich, sondern sie sind eine Art Medium, um das Heilige, den Stein, zu schützen, zu bedecken und weiter zu geben.

«Diese mediale Qualität ist es – neben anderen Eigenschaften –, die den Gedanken nahe legt, die dastmal (Gebetstücher) mit Texten zu vergleichen. Text und Textil – beides eigenartigerweise Fremdwörter im Deutschen, übersetzbar, doch kaum ersetzbar – sind in ihrem Wortstamm nicht nur eng verwandt, sondern identisch. (Lateinisch *texere* bedeutet sowohl «weben», «flechten» wie auch in übertragenem Sinne «abfassen», «schreiben». *Textum* bedeutet ebenso «Gewebe», «Geflecht», wie «Text».)

Heilige Texte dienen dazu, das Unausprechliche in Sprache zu fassen, dem Formlosen eine Form zu geben und es so einerseits zu bewahren, andererseits zu vermitteln. Texte teilen mit und verbergen gleichzeitig («Sprache schafft Türen und Fenster, indem sie Mauern schafft»). Ähnliches bewirken Textilien in Bezug auf das Heilige: sie enthüllen und verbergen, sie absorbieren und vermitteln zugleich.» (Cornelia Vogel-sanger)

Gestickte Beziehungen

Letzten Herbst habe ich von einer Freundin, die ich nicht sehr oft sehe, ein wunderbares Geschenk erhalten: eine kleine Mappe mit Farbproduktionen von zahlreichen Stickarbeiten, die ihre verstorbene Mutter gestickt hatte. Neben prächtigen Blumenbildern und Landschaftsimpressionen sind auch Stimmungsbilder des häuslichen Alltags eingefangen, z.B. die Stube, in der der Mann sitzt und Zeitung liest.

Beim Stickern, so erzählte mir die Freundin, konnte ihre Mutter meditieren, sich versenken, in Verbindung treten mit

denjenigen Menschen, denen sie die Stickerei zugeordnet hatte, z.B. mit ihren drei Töchtern. Im Text zu den Stickbildern heisst es: «So sind fast immer Trilogien entstanden, z.B. drei ovale Blumenbilder und drei ovale Bilder mit Vögeln.» (Adelheid Baumgartner)

Ich habe die Stickbilder schon oft hervorgeholt und angeschaut. Tausende von kleinen Stichen und Stichelchen in zig Farbvarianten erzählen mir eine kleine Geschichte aus einer Welt und von einer Zeit, die nicht die meine ist. Und dennoch finde ich einen Faden, der mich fasziniert und anspricht. Ich höre die Stimme und den Dialekt der Freundin (Glarnerin), ich ahne etwas von der bitteren Armut jener Zeit, sowie von den Lebensumständen einer Familien- und Berufsfrau, die «in der Maschine» arbeitete. Die Mutter stickte immer bei Tageslicht und immer nur dann, wenn sie allein war. Ich stelle mir vor, dass sie auf diesen Zeiteinseln eintauchen konnte in die Welt der Garne, der Farben und der inneren Bilder und dass sie vielleicht die je verschiedene Beziehung zu ihren drei Töchtern Stich für Stich gefühlt und erdichtet, sie in Formen und Farben zu Bildern verdichtet hat.

Ein Psalmvers

Aus obigen Gedankenfäden ist es nicht weiter verwunderlich, dass ich zum Psalm 139 eine ganz besondere Beziehung habe, wo es von Gott, der Näherin, Stickerin oder Weberin heisst:

«Ja, du bist,
die bereitete meine Nieren,
mich wob im Leib meiner Mutter ...
Mein Kern war dir nicht verhohlen,
als ich wurde gemacht im Verborgnen,
bunt gewirkt im untersten Erdreich,
meinen Knäuel sah deine Augen ...»

Monika Hungerbühler Grun, 1959, kath. Theologin, Seelsorgerin, Leiterin der Frauenstelle der Röm.-Kath. Kirche Baselstadt, FAMA-Redaktorin, Familienfrau mit zwei Kindern und Hobby-Näherin.

Die bildende Kunst ohne Textilien ist schlichtweg undenkbar: nicht, dass die Textilkunst eine gewichtige Position innerhalb der bildenden Künste einnähme, aber schon «nur» als Farbträger bei den berühmten Ölgemälden kommt dem textilen Untergrund grosse Bedeutung zu. Nicht jede Leinwand ist den Malerinnen und Malern für ihre Kunst genehm, und trotz der grossen Bedeutung des Trägermaterials führt die Leinwand an sich ein stilles Leben abseits des Hauptaugenmerks der BetrachterInnen. Ab 1960 entwickelte sich aber ein Genre der bildenden Künste, das sich ausschliesslich textilen Materialien widmete und deren Eigenschaften als eigenständige bildnerische Mittel einsetzte.

Die Textilkunst

Ein kurzer geschichtlicher Abriss zeigt, dass textiles Gestalten schon in prähistorischer Zeit bekannt war und vor allem zur Herstellung von Gebrauchsgegenständen genutzt wurde, was sich über lange Epochen nicht änderte.

Im Mittelalter waren es die (von Männern) angefertigten Tapisserien, die den Schritt weg von der reinen Funktionalität hin zu künstlerischem Handwerk unternahmen, waren sie doch einerseits wärmende und isolierende Wandverkleidung, andererseits aber auch abbildender Raumschmuck.

Diese kunsthandwerkliche Ausprägung textiler Objekte blieb erhalten, bis die Errungenschaften der Industrialisierung es ermöglichten, dass solche Gegenstände in hundertfacher Ausführung und in kurzer Zeit gefertigt werden konnten (durch Stickautomaten und Webmaschinen).

Ausgehend von den Möglichkeiten moderner Textilherstellung liessen sich KünstlerInnen wie Sophie Täuber-Arp, Ernst Ludwig Kirchner und Ferdinand Nigg inspirieren, Tapisserien nach hergebrachter Funktion, aber neuem bildnerischen Gehalt zu entwerfen. Neue Möglichkeiten textilen Materials und textiler Techniken wurden ausgelotet,



allmählich lösten sich die Werke von der Wand und wurden raumgreifend. Die Bedeutung der Textilkunst wuchs mit der 1962 initiierten Gründung der «Biennale de la tapisserie» in Lausanne (wo keineswegs nur Tapisserien ausgestellt waren) und verblasste allmählich mit deren letzter Durchführung im Jahr 1990. Seither sind diejenigen Künstler und Künstlerinnen, die sich ausschliesslich mit textilem Material beschäftigten, rar geworden; dies bedeutet aber nicht, dass Textilien aus der bildenden Kunst verschwunden wären: Sie haben einen wichtigen Platz in Rauminstallationen, Performances, Skulpturen, Videos, Collagen, Fotografien usw. eingenommen.

Textilkunst – eine Frauendomäne?

Keineswegs! Beim Durchlesen der Liste der Ausstellenden der Biennalen in Lausanne fällt auf, dass durchaus Männer im (vermeintlich) weiblich dominierten Genre tätig waren. Zum Beweis hier einige Namen: Peter Jacobi, Alan Shields, Pierre Daquin, Akio Hamatani, Guy Houdouin, Machiko Agano, Claude Frossard, Daniel Graffin, Pierre Vallauri, Larry Kirkland, Gerhardt Knodel, Shigeo Kubota, Goro Nagano, Antoni Starczewski, Jaap Jan Verhey Pols. Kann man vermuten, dass die historischen Voraussetzungen dafür verantwortlich sind, dass nach wie vor auch Männer in der Textilkunst anzutreffen sind? Es waren doch fast ausschliesslich Männer, die das öffentliche textile Kunsthandwerk vorantrieben. Frauen waren für die textilen Arbeiten im Haus zuständig, kümmerten sich weniger um

die reine Gestaltung, sondern vielmehr um die Funktionalität (es sei denn, sie betrieben zum Beispiel Stickerei als den Adligen vorbehaltenes Hobby).

Die Annahme jedoch, dass ihr «historisches Erbe» die in der modernen Textilkunst tätigen Männer soweit beeinflusse, dass sie sich nur mit ihren «angestammten» Disziplinen Weberei, Wirkerei und Stickerei beschäftigten, ist falsch. Ich beobachte (ebenfalls bei den Künstlerinnen, die ihrerseits nicht nur stricken, nähen und sticken), einen sehr freien Umgang mit textilem Material, der sich nicht nur an hergebrachten Techniken orientiert. Alles scheint möglich zu sein, alles wird ausprobiert. Eine Lust am Verfremden textiler Eigenschaften ist bei Künstlerin wie bei Künstler spürbar.

Textilkunst und Kleidung

Eine Sonderstellung innerhalb des textilen Schaffens nimmt die Produktion von Kleidung ein. Seit jeher bewegt sich dieses Genre auf einem dünnen Grat zwischen Funktionalität (alltäglichem Gebrauchswert) und dem Bemühen, Körper auf möglichst extravagante Art zu verhüllen. Dabei entstehen nach wie vor wahre Textilsulpturen, die oftmals nicht mehr an die menschlichen Körper erinnern, welche sie «einpacken». Die Grenze zwischen Mode und Kunst ist nicht immer einfach zu bestimmen.

Wie bei der reinen bildnerischen Textilkunst sind auch in diesem Bereich Männer vertreten. Es scheint, dass das Thema des sich Ein- und Verhüllens mit

textilem Material beide Geschlechter interessiert, dass unabhängig von der Geschlechterzugehörigkeit das Bedürfnis besteht, sich mit dieser Thematik und mit diesen Materialien auseinander zu setzen. Vielleicht besteht auch hier eine tradierte Verbindung zu früheren Zeiten, als vor allem Männer das Schneiderhandwerk ausübten?

Textilkunst im Bereich der art brut

Im Rahmen meiner Diplomarbeit habe ich textiles Schaffen im Bereich der art brut in den Jahren von 1920 bis 1950 untersucht. Auffälligerweise beschäftigten sich dort die Geschlechter vorwiegend nach herkömmlichen Mustern, das heisst: Frauen stickten, strickten, nähten, malten, häkelten, während Männer konstruierten, hämmerten, klebten und technisch planteten. Diese Trennung hängt wohl damit zusammen, dass die Patientinnen und Patienten vor ihrer Einlieferung in die jeweiligen Anstalten grösstenteils eine traditionelle Erziehung genossen hatten und so auch für ihr späteres Schaffen geprägt waren. Zu sagen ist, dass den Anstaltsinsassinnen und Insassen keinerlei Beschäftigungs- oder Schulungsangebote zur Verfügung standen. Ebenso hatten sie sozusagen keinen Zugriff auf gestaltbares Material. Umso erstaunlicher ist, was in diesem kargen Rahmen alles entstehen konnte. Jedes Fetzen Karton und Papier (meistens von Verpackungen stammend) wurde gesammelt, um daraus zum Beispiel ein Tagebuch zu fertigen.

Für die textilen Werke wurden Fäden aus gebrauchten Leintüchern gezogen, neu miteinander versponnen und ohne Nadeln zu Kleidungsstücken verarbeitet. Putzfäden gesammelt, nach Farben sortiert und weiterverarbeitet, aus den Matratzen wurde das Stopfmateriale (Warek, Rosshaare) gezupft und oftmals in neu erfundenen Techniken (es standen ja keine «Werkzeuge» zur Verfügung) zu allerlei Dingen verarbeitet, die meist als Gebrauchsgegenstände gedacht waren, aber durch ihre «Unbeholfenheit» oder besser: durch ihre Originalität eine bildnerisch starke Ausdruckskraft erhielten und daher zunehmend als Kunstgegenstände zu Ehren kommen.

Stefanie Bieri ist diplomierte Lehrerin für Gestaltung und Kunst, frei(sch!)webend und mit besonderer Affinität zu den vielfältigen Möglichkeiten textiler Gestaltung.

Zündstoff

«Israel – Palästina»

Ein Multiversum explosiver Perspektiven

Dorrie Iten-Gilden

Schon eine kleine Explosion erschreckt mich. Als Kind habe ich sogar Luftballons als lebendige Wesen betrachtet und war traurig, wenn sie sich in leblose Fetzen verwandelten. Ich hatte Angst vor dem Knall, dessen Wucht alles Schöne und Fragile kaputtmachen kann. Aber was ist eigentlich der Kern – das Wesen – einer Explosion? Eine Explosion ist nicht nur ein momentanes Ereignis, sondern ein Prozess, der Zeit und Raum einnimmt. Manchmal viel Raum und viel Zeit, weil die Energie dafür erst aufgebaut und danach in immer kleiner werdenden Wellen abgebaut werden muss.

Zündstoff «Palästina»

Den Anfang einer potentiellen Explosion habe ich im eigenen Bauch gespürt, als im Nahen Osten mit der Besetzung Palästinas Menschenrechte auf allen Ebenen verletzt wurden: Tötung, Vertreibung, Enteignung. Doch auch die israelische Seite war mörderischen Angriffen auf Unschuldige ausgeliefert. Auch in Israel herrschte unerträgliche Angst. Ich selbst bin Jüdin. Weil ich differenziert lese und denke, sehe ich das Vorgehen Israels und Sharons mit kritischen Augen. Dafür werde ich von jüdischen und/oder israelischen Kreisen manchmal als Antisemitin denunziert. Doch ich wollte mich nicht mundtot machen lassen. Ich schloss mich der Zürcher Organisation «Jüdische Stimme für einen gerechten Frieden zwischen Israel und Palästina» an.

Ich wollte die Situation im Nahen Osten mit eigenen Sensoren erleben. Trotz Angst vor Explosionen. Darum bin ich vor einem Jahr für drei Wochen mit der «International Human Rights March for Women» nach Israel/Palästina gereist. Und schon bei diesem letzten Satz wird es kompliziert. Gibt es ein Palästina, oder gibt es Palästina nur im geografischen Sinn als besetztes palästinensisches Gebiet, aber nicht als politisch korrekten Begriff? Es kommt darauf an, wen man fragt. Gibt es eine «Separation Wall»? Oder ein «Fence»? Oder beides?

Gibt es einen «Apartheid State»? Einen «Protonazi State»? Oder eine Demokratie? Und jetzt im Moment: Gibt es ein echtes «Window of Opportunity»? Es scheint, je wackeliger die Lage ist, desto leichter können Menschen (oder Regierungen) mit Wörtern die Lage auf den Kopf stellen. Ich denke hier auch an den ultimativen Akrobaten-Satz: «Arbeit macht frei.»

Explosion und Implosion

Langsam, nach einem Jahr, finde ich meine Stimme in Bezug auf den Konflikt im Nahen Osten. Vorher haben die Spannungswellen mich so überwältigt, dass ich es fast unmöglich gefunden habe, darüber zu schreiben. Ich bin Amerikanerin, aber auch Schweizerin. Bin Jüdin, aber nicht religiös. Bin zum grossen Teil integriert in einer christlichen Gesellschaft. Vor einem Jahr war ich dem Konflikt nahe, jetzt habe ich Distanz. Alle Ecken haben ihre Perspektive, alle schreien, um ihre Stimmen hörbar machen zu können. Aber keine Perspektive ist neutral oder objektiv. Wer – ausser Gott – hat eine kosmische Perspektive? Und alle Perspektiven sind – wenigstens in ihrem Potential – explosiv. Die der EuropäerInnen, der AmerikanerInnen, der Juden und Jüdinnen, der PalästinenserInnen – alle. Aber die meisten Leute tragen Scheuklappen. Ausser den «blickartigen» Zeitschriften wollen wir keine Zeitung lesen und auch sonst wenig wissen, weil der Sturm des Alltags genug ist, mehr als genug. Die Menschen, die keine Scheuklappen tragen, werden vom fernen Weltsturm überrumpelt. Der Gegensatz von «explosiv» ist nicht «ruhig» oder «friedlich». Der Gegensatz von «explosiv» ist «implosiv». Frust, Depression, Hoffnungslosigkeit – das sind die implosiven Aspekte des auswärtstreibenden Ärgers. Potentielle Energie wird kinetische Energie und umgekehrt, aber schlussendlich ist es dieselbe Energie – «inside out». Wie die Mauer: Auch sie hat zwei Seiten.

Ein Ozean von Nitroglyzerin

Nehmen wir ein konkretes Beispiel. Am 01.02.05 regelte ein höherer Gerichtshof in Israel, dass die israelische Regierung mit dem West Bank «separation fence» («wall» – «Mauer») zwischen N.W. Jerusalem und Modi'im weiter machen dürfe, so lange der Bau umkehrbar sei und solange die betroffenen PalästinenserInnen entschädigt würden. Hier beginnen die Dinge, absurd zu werden. Wie können tausende Hektar Olivenbäume wieder zum Leben kommen? Wie können Leute, die von ihren Feldern und Arbeitsplätzen getrennt sind, dorthin zurückkehren? Und was ist mit den PalästinenserInnen – und es gibt sehr viele von ihnen – die sagen, dass Geld kein Ersatz für Land ist, dass

sie lieber auf Gerechtigkeit warten, als mit Geld abgespeist zu werden? Aber – auf der anderen Seite der Mauer und auf der anderen Seite des Arguments: Die Bedrohung, die Israel spürt, ist echt. Israel ist nicht nur ein Land, dessen Geschichte sehr belastet ist und das deshalb an Paranoia leidet und auf die psychiatrische Couch gehört. Gewiss, das mag ein Teil der Wahrheit sein. Wie kann man erwarten, dass ein misshandeltes Kind einmal ein seelisch gesunder und angstfreier Elternteil wird? Israel ist von neunzehn arabischen Ländern umkreist: Eine Bevölkerung von sechs Millionen ist von 315.8 Millionen Arabern umgeben. Ein Ozean von Nitroglyzerin. Trotz seiner überwältigenden Armee fühlt sich Israel wie David vor Goliath, während der Rest der Welt Israel nicht als David, sondern als Goliath wahrnimmt. Alles ist eine Frage, wie man das Kaleidoskop schüttelt. Was können wir erwidern, wenn eine Israelin sagt «Tatsache ist, dass mit der Mauer die Zahl von Selbstmordattentaten – («Märtyreraktionen» aus palästinensischer Sicht) – wesentlich zurück gegangen ist», Zahlen sprechen – auch für Israelis, die prinzipiell gegen die Mauer sind.

Europa – Amerika

Hier in Europa haben wir das Privileg, weniger Angst haben zu müssen. Doch der Antisemitismus wächst sowohl in der muslimischen Welt als auch in Europa, ob man ihn nun alt oder neu nennt. Viele der Frauen, die bei dem Friedensmarsch nach Israel/Palästina teilnahmen, konnten beispielsweise zwischen Juden, Israelis, Sharon und Co., Zionisten und der amerikanischen Regierung mitsamt Israel-freundlicher Lobby nicht differenzieren. Blöde antisemitische Witze sind in Deutschland und in der Schweiz «okay», ein Teil der Tagesordnung.

Und wie betrachten durchschnittliche AmerikanerInnen den Konflikt im Nahen Osten? Schwierig zu sagen. Der «durchschnittliche Amerikaner» ist ein mythologisches Wesen. Aber viele AmerikanerInnen sind wie Pferde mit Scheuklappen. Sie werden mit Scheuklappen kostenlos (?) vom CNN und unzähligen kleinen Zeitschriften versorgt, in denen inhaltlich nicht viel mehr als Cartoons, Sport und lokale Ereignisse auftauchen. Wie Pferde müssen sich viele AmerikanerInnen durch zwei Jobs schleppen: Sie sind am Tagesende körperlich und seelisch erschöpft. «A plague on both their houses» (eine Seuche für beide Häuser) habe ich in Bezug auf Israel/Palästina oft gehört. Lieber Fernsehen. Lieber eine gute Soap Opera. Oder Oprah, so dass wir Weltprobleme vergessen können. Ausserdem haben AmerikanerInnen inzwischen selbst Probleme: Angst



und Bedrohung durch Terrorismus im eigenen Land, ein zerstörtes Gesundheitssystem ... und Irak. Der Nahe Osten ist zwar auch ein Planet, der explodiert, aber im Moment noch auf einer Bahn, die durch eine andere Himmelsecke verläuft.

Auf der anderen Seite gibt es durchaus eine starke jüdische Lobby in den Vereinigten Staaten, namentlich vertreten durch das einflussreiche «American Israeli Public Action Committee» (Arpac). Was viele EuropäerInnen jedoch nicht realisieren, ist, dass das Arpac mit evangelikalen christlichen Kreisen zusammenarbeitet und die Interessen der israelischen Regierung kritiklos verteidigt. Diese «born again» Kreise haben ungeheuren Einfluss, besonders jetzt, da Bush im Sattel sitzt. In Bushs schwarz-weißer Welt ist Israel «gut», weil Israel in der Bibel das auserwählte Volk ist. Ironischerweise sollen Juden und Jüdinnen laut Apokalypse sterben, weil sie Christus nicht als Erlöser akzeptieren wollen. Aber das ist «another story.» Crazy? Und wie!

Aus einer anderen Perspektive sind Juden und Jüdinnen ein lebendiger Teil der amerikanischen Gesellschaft. Jüdische Menschen werden nicht wie hier in

der Schweiz als etwas «Exotisches» gesehen. Gewiss gibt es auch in den USA Anti-Semitismus, aber viel weniger als hier. Und aufgrund der verbreiteten Sensibilität in Bezug auf Sexismus, Rassismus usw. herrscht auf gesellschaftlicher Ebene politische Korrektheit. Die meisten amerikanischen Jüdinnen und Juden fühlen sich in Amerika sicher. Aber gleichzeitig fühlen sich viele von ihnen in der Welt isoliert und teilen das Klagelied der Israelis: «Wir haben keine Gesprächspartner». Mit dieser Haltung stehen viele amerikanische Juden und Jüdinnen mundtot und kritiklos hinter Sharon.

Window of opportunity?

Und jetzt schauen wir schnell durch das «window of opportunity». Sicher will ich keine Spielverderberin sein: Ein Fenster kann geöffnet werden, kann Licht hereinlassen, kann Nachbarn Gelegenheit geben hindurchzuschauen. Es war schön, das Bild von Sharon und Abbas zusammen vis-à-vis an einem Tisch, zwei Hände einander entgegen gestreckt, zwei lächelnde Gesichter. Aber lasst uns das Gesichtsfeld breiter machen, so dass wir sehen, was neben dem Fenster passiert. Dann sehen wir Sied-

lungen im Westjordanland, die immer noch im Bau sind. Wir sehen, dass die Mauer sich ihren kompromisslosen Weg durch den meist umstrittenen Flecken Erde schlängelt, dass hassgesteuerte Gruppen sich vorbereiten auf ihre siebzehn Jungfrauen im Himmel. Und gerade jetzt, während ich diese Zeilen schreibe, sitzt Mazan, der Verteidigungsminister, vor dem Vorschlag der Israelischen Armee, einen «Sicherheits»-Stadtgraben zwischen Gaza und Ägypten zu bauen. Leider stehen in Rafah zwischen 200 und 3000 palästinensische Häuser im Weg. Durch ein paar Explosionen, 200 Explosionen oder vielleicht 3000 Explosionen, können alle demoliert werden. Sollen wir das erlauben, geblendet mit «blindern» (Scheuklappen) oder geblendet durch das «Window of Opportunity»? Lasst uns lieber davon reden, schreiben, uns informieren, helfen wenn möglich und lasst uns schliesslich verschiedene Linsen ausprobieren, so dass wir nicht in ein stummes, mundtot Echo der Frustration ex- oder implodieren.

Dorrie Iten-Gilden, geboren 1943 in Chicago, USA; politisch wach geworden mit dem «Civil Rights Movement» (Free Speech Movement, Union of California, Berkeley, 1964), aktives Mitglied von «Jüdische Stimme für einen gerechten Frieden zwischen Israel und Palästina»; im Jahre 2003 dreiwöchiger Aufenthalt in Israel und Palästina.

Traumstoff Liebe

Silvia Strahm Bernet



16

Ich habe nichts gegen Träume. Im Gegenteil. Ich habe ein ganzes Reservoir davon. Im Kopf, auf Video und im Büchergestell. Ab und zu gönne ich mir ein paar Portionen davon. Gelegentlich fülle ich neue nach. Sie stehen zuoberst in meinem Gestell. Damit man sie nicht auf Anhieb sieht. Ein bisschen Scham ist schon dabei. Das Niveau ist niedrig, die Ablage deshalb hoch. Schon wegen der Titel und der dazugehörigen Bilder. Wenn die Lieben schon heimliche sind, dann sollten sie auch geheim bleiben. Nur unter seinesgleichen tauscht man sie begierig aus. «Nachtglut», «Sommer des Herzens», «Im Feuer der Leidenschaft», «Die Widerspenstige» – eine ganze Welt der Leidenschaft, Dramatik, Erotik und Liebe. Eine Injektion in Unwirklichkeit. Sie hilft dir und deiner Nächsten bei Liebeskummer und schlaflosen Nächten, garantiert ohne schädliche Nebenwirkungen. Ausser einem bisschen Melancholie vielleicht. «Wer will schon einen Traummann?» Ja, wer denn nicht?

Der Frauen Welt – die Liebe

Die Männer haben eine Liebe – die Welt. Die Frauen haben eine Welt – die Liebe. So hat das einst einer formuliert. Im vorletzten Jahrhundert. Viele unterschreiben es noch heute. Irgendwie funktioniert etwas davon noch immer. Jeder Kiosk legt Zeugnis ab von der scheinbaren Unveränderlichkeit des Stoffes, aus dem die (weiblichen) Träume sind. Die Prinzen haben überlebt, die Prinzessinnen auch. Und wen es nicht nach Adel gelüftet, für die gibt es die Schönen vom Film.

Herz und Schmerz

Der Traumangebote sind kaum Grenzen gesetzt. Und damit das so bleibt, wird das Träumen nun hierzulande um eine Möglichkeit reicher. Erstmals im deutschen Sprachraum flimmert jetzt über allerlei Kanäle ein Herz-Schmerz der besonderen Art. Bianca ist sein Name. Es ist, erzählt man uns voller Stolz, die europäische Variante der lateinamerika-

nischen Telenovela. Jener Sendegefässe, die die Strassen leer fegen, nicht nur in Lateinamerika. Im Nahen Osten, lese ich in einem Fernsehmagazin, wurden, während die Telenovela «Marimar» lief, die Gebetszeiten in den Moscheen um sechzig Minuten vorverlegt, damit die Gläubigen ihrer religiösen Pflicht nachgehen konnten, ohne Miramars Leidensweg zu verpassen. Der Glaube mag stark sein, das Träumen ist stärker! Eine Telenovela ist keine Soap, denn sie nimmt ein Ende – nach ungefähr 200 Folgen. Nicht der Quotentod wie bei der Soap stoppt sie, sondern das vorgesehene Happy End.

Im Mittelpunkt der Telenovela steht immer eine Frau. Sie entstammt meist ärmlichen Verhältnissen, kämpft sich hoch in den Jet-Set und kriegt zu guter Letzt den Helden, allen Intrigen zum Trotz. «Bianca – Wege zum Glück» funktioniert nach dem selben Prinzip.

Gnadenlos romantisch

Dem Glück nicht abgeneigt, neugierig auf den Weg dahin, setzte auch ich mich vor den Fernseher. Und so nahm das Schicksal seinen Lauf. Nach zehn Minuten musste ich aufgeben. Es war nicht das Herz, es war der Kopf, der seinen Dienst versagte. Ich bin hart im Nehmen, was Romantik angeht, auch Schläge unter die Gürtellinie verkrafte ich meist problemlos, aber bei Bianca ging ich schon in der ersten Runde k.o. Hätte ich vielleicht auch die geballte Ladung Wortkitsch überstanden, so hat mir unweigerlich die Musik den Rest gegeben. Einem seifigen Teppich gleich, ist sie den Dialogen unterlegt: Wer hier nicht ausrutscht, muss mit Ketten an ihre Träume gefesselt sein.

Die Träume sind frei

Bei Bianca war mir das Glück nicht hold. Obwohl, ein bisschen heimelig wurde mir schon. Immerhin las ich mit 12, 13 Jahren massenhaft Groschenromane, in den Sommerferien bei der Grossmutter. Jahr für Jahr holten wir sie aus der Kiste auf dem Schrank, aus un-

erfindlichen Gründen kamen nie neue hinzu. Die Groschenromane gibt es noch immer, die Träume auch. All die «verborgenen Feuer» brennen nach wie vor, trotz jahrzehntelanger feministischer Umerziehung. Sie sind inzwischen auf einem neueren Stand. Mehr Erotik, mehr Sex, mehr Geschlechterkampf, alles in allem näher bei «Sex and the city» als bei Bianca, der reinen feinen. Und zum Glück weiss auch hier die rechte Hand nicht, was die linke tut. So überlebt die «Nachtglut» neben den «Gender studies» und dem «anderen Geschlecht».

Forever jung

Der Stoff, aus dem die Träume sind, ist nicht immer seidenweich und rosarot und zuckerstüss. Manchmal ist er gröber gewoben, dunkler, rauer. Und nicht immer hüllt er uns ins gnädige Vergessen, ab und zu scheuert er unsere dicken Häute wund und wir erinnern uns schmerzlich an das, was fehlt und was wir einst wollten.

Der Wege zum Glück sind viele. Liebe und Leidenschaft ist einer davon. Der Stoff, aus dem diese Träume sind, ist von bleibender Natur. Er bezwingt jegliche Vernunft, stellt sich gegen das Gebot von Nüchternheit und Pragmatismus und macht vor keinem Alter halt. Mag die Haut auch Falten werfen wie eine zerknitterte Bluse, der Stoff, aus dem die Liebesträume sind, bleibt ewig jung.

Silvia Strahm Bernet ist feministische Theologin, publizistisch tätig und arbeitet in der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern.

Marken, deren Positionierung und deren Zielgruppen. Im zweiten Teil wird der Bekleidungsmarkt von der Angebotsseite her beschrieben. Ein Kapitel widmet sich dem Strukturwandel bzw. Niedergang der Schweizer Textil- und Bekleidungsindustrie, ein anderes geht auf die Ursachen der ausgeprägten Globalisierung im Textilbereich ein. Das letzte Kapitel behandelt das Zusammenspiel von Natur und Chemie bei der Kleiderproduktion. Das Buch bietet eine Fülle von Informationsmaterial und zeigt Alternativen für einen bewussteren Kleidereinkauf auf.

Neuerscheinungen

Elisabeth Moltmann-Wendel, Das Leben lieben – mehr als den Himmel, Gütersloh 2005.

Elisabeth Moltmann-Wendel porträtiert Frauen, die nicht einfach Harmonie und Selbsterfüllung suchten, sondern nach dem, was das Leben lebenswert, farbig, sinnhaft, gerecht und gelingend macht. Sie stiessen dabei auf Widerstände, an ungeschriebene Gesetze ihrer Gesellschaft, an die Starrheit der Religionen, an das Unverständnis von Männern, an die Grenzen des Lebens. Sie können uns heute lehren, dem Leben auf die Schliche zu kommen, Lebenskunst zu lernen und wieder aufzustehen. Die Porträtierten: Hannah Arendt, Bettina von Arnim, Elisabeth Gnauck-Kühne, Renate Gräfin von Hardenberg, Anedore Leber, Freya Gräfin von Moltke, Henriette Schrader-Breyman, Charlotte Gräfin von der Schulenburg, Nina Schenk Gräfin von Stauffenberg, Henriette Visser't Hooft, Maxie Wander, Antonia von Württemberg.

Luise Schottroff, Die Gleichnisse Jesu, Gütersloh 2005.

Luise Schottroff deckt in ihrem neuen Buch den sozialgeschichtlichen Kontext der Gleichnisse Jesu auf. Sie zeigt, welche befreiende Botschaft Jesu Lehre enthält, wenn sie wieder als das verstanden wird, was sie ursprünglich war: eine im Gespräch vorgetragene Botschaft, die mit den ZuhörerInnen rechnet und um die wirklichen Lebensverhältnisse wusste.

Frigga Haug / Katrin Reimer (Hg.), Politik ums Kopftuch, Argument Verlag, Hamburg 2005.

Ein Diskussions- und Materialienband, in dem gegensätzliche Standpunkte zur Kopftuchdebatte bezüglich Frauenrechte, Säkularisierung, Antirassismus, Menschenrechte, Kulturrelativismus usw. versammelt sind.

Buchbesprechung

Randi O. Solberg (Hg.), «Let our Voices Be Heard!» Christliche Lesben in Europa erzählen ihre Geschichte. Mein Buch, Hamburg 2004.

Mit der Herausgabe des Buches «Let our Voices Be Heard!» hat die norwegische Journalistin Randi O. Solberg eindrückliche Dokumente über die Lebenssituation von Lesben in den christlichen Kirchen zugänglich gemacht. Bislang leider nur auf englisch erhältlich, enthält das Buch die Geschichten von 95 Lesben aus 26 Ländern Europas. Eingeleitet werden die einzelnen Erzählungen jeweils mit einem kurzen Überblick über die rechtliche und kirchliche Situation in dem entsprechenden Land.

Einen schier unmöglichen Spagat müssen lesbische Frauen vollbringen, um ihren persönlichen Glauben und die meist ablehnende Haltung der kirchlichen Institutionen zu ihrer Lebensform vereinbaren zu können. Manch eine Erzählung liest sich wie eine innere Heldinnen-Reise mit allerorts lauernernden Gefahren am Wegrand, die nur ein Ziel haben: die Reisende von ihrem Weg zu sich selbst abzubringen, sie unter das Joch «Heterosexualität» zu zwingen und gefügig zu machen. Doch das Leben, dieses Gottesgeschenk, erweist sich als widerstandsfähiger, und so begegnen uns in dem 540 Seiten starken Buch eindrückliche Zeugnisse einer lebensstauglichen Spiritualität. In den Berichten wird die ganze Bandbreite dessen deutlich, was Lesben in kirchlichem Umfeld in Europa antreffen. Während in Ländern wie Deutschland die evangelische Kirche lesbische Pfarrerinnen und Segensfeiern für gleichgeschlechtliche Paare zulässt, sind Lesben in Ländern des ehemaligen Osteuropas vom Abendmahl ausgeschlossen (und häufig eh ganz «unsichtbar».) Eine Situation in der katholischen Kirche ist da ganz einfach flächendeckend ablehnend – hierzulande hat sich die Bischofskonferenz im Okt. 2002 ausdrücklich gegen Segensfeiern für gleichgeschlechtliche Paare ausgesprochen. Wie wenn sich Segen einsperren liesse!

Ganz am Anfang der Sammlung stehen theologische Texte, die aus der Perspektive einer feministischen Befreiungstheologie einen hermeneutischen Hintergrund zu geben suchen. Mich haben diese Texte nicht so gepackt wie die nachfolgenden Lebensgeschichten der Frauen. Dies mag daran liegen, dass sie in eher holprigem Englisch daherkommen, was das Lesen erschwert. Dennoch, das Buch vermittelt in seiner Ganzheit eine Fülle von theologischen und spirituellen Impulsen, die nicht nur für lesbische Frauen von Bedeutung sind.

Antoinette Brem

Literatur zum Thema

Prêt-à-Partager

Egal wie teuer ein T-Shirt ist – die Näherin bekommt für ihre Arbeit fast nichts. Die Bekleidungsindustrie ist mobil und gnadenlos geworden: Wie kann man als einzelne Konsumentin, einzelner Konsument Einfluss nehmen? Das Magazin «Prêt-à-Partager» von der Erklärung von Bern (EvB) und der Stiftung für Konsumentenschutz (SKS) zeigt wie. Neben interessanten Informationen und Einblicken in eine gewaltige, globale Industrie wird der Fokus vor allem auf die Modeszene Schweiz gelegt.

Bestellungen an: EvB, Postfach, 8031 Zürich; Tel.: 01 277 70 00; Mail: ccc@evb.ch oder online unter: www.evb.ch (Fr. 12.– plus Porto, EvB-Mitglieder und SKS-GönnerInnen Fr. 6.–).

Terre des Femmes e. V. (Hg.), Mode, Macht und Frauenrechte, T. C. Druck, Tübingen 2003.

Mehr als 90% der Beschäftigten in der weltweiten Bekleidungsindustrie sind Frauen. Autorinnen aus verschiedenen Ländern stellen die Situation dieser Frauen dar und versuchen anhand von Beispielen über die Arbeitsbedingungen in dieser Branche aufzuklären. Gleichzeitig werden Wege aufgezeigt, wie die Öffentlichkeit auf das Thema aufmerksam gemacht werden kann. Damit soll KundInnen Mut gemacht werden, selbst mit Aktionen gegen diese Arbeitsbedingungen vorzugehen. Das Buch richtet sich an all diese LeserInnen, die sich mit der Herkunft von Kleidern auseinandersetzen möchten.

Elisa Fuchs / Marcel Bühler, Mode, Marken, Märkte. Globalisierung konkret – ein Arbeitsbuch, hep-Verlag, Bern 2002.

«Mode, Marken, Märkte» geht das Thema «Kleider» aus einer ganzheitlichen Perspektive an. Die ersten Kapitel gehen auf die Bedeutung der Kleider in unserer Gesellschaft ein. Das Buch gibt einen Überblick über die verschiedenen

Berichte

Der andere Blick: Jüdische, christliche und muslimische Frauen lesen ihre religiösen Texte neu

Eine interreligiöse Veranstaltungsreihe im März in der Offenen Heiliggeistkirche Bern

Die Offene Heiliggeistkirche, Ort der Begegnung, Gastfreundschaft und Stille, wird von einem interkonfessionellen und interreligiösen Verein getragen und lädt unter anderem ein zu Veranstaltungen, die Brücken schlagen zwischen Menschen verschiedener Religionen, Kulturen und Traditionen. An diesem Ort traten drei kompetente Vertreterinnen der saraitischen Religionen miteinander und mit dem Publikum ins Gespräch über die Frage, wie eine Neubetrachtung ihrer Heiligen Schriften aus Frauenperspektive aussehen kann. Zurückhaltend fragend und feinsinnig kritisch betrachtete am ersten Abend die Jüdin Eva Pruschy, jüdische Religionspädagogin und Bildungsbeauftragte des Schweiz. Israelitischen Gemeindebunds, das Estherbuch neu und vermittelte so dem anwesenden Rabbiner und den Zuhörerinnen eine eindrückliche Neu-Betrachtung eines religiösen Textes aus Frauenperspektive. Beeindruckend waren dann die erhellenden Fragen und das offene Gespräch der drei Referentinnen untereinander. Sie kennen sich seit einiger Zeit, treten nicht zum erstenmal gemeinsam auf und stehen doch auch zu ihrem Unverständnis gegenüber gewissen Elementen des andern Credo. Und so stellten sie feinfühlig-neugierig, einfühlsam, aber unbestechlich Fragen bezüglich der Interpretationen der Heiligen Schriften, die für sie als Frauen, die über die Jahrhunderte von den Lehrämtern ausgeschlossen waren, wichtig sind.

«Eva – Die Frau am Anfang», dies der Titel des zweiten Abends, an dem die christliche feministische Theologin und Publizistin Doris Strahm eine für LaiInnen höchst aufschlussreiche Einführung in die christliche feministisch-theologi-

sche Textauslegung gab und einen neuen Zugang zur Schöpfungs- und sog. Sündenfallgeschichte bot, der jahrhundertelange frauenfeindliche Interpretationen aufbricht. Auch an diesem Abend gelang ein vertiefendes Gespräch unter den Referentinnen, was leider beim dritten Anlass erschwert wurde. Erstmals waren einige Männer anwesend, die dann jedoch das Gespräch dominierten mit Fragen, die dem komplexen und erhellenden Referat der Muslimin Amira Hafner-Al Jabaji, Islamwissenschaftlerin und Journalistin, zu «Die Stimme von Frauen und der Koran» in keiner Weise entsprachen. Die undifferenzierten islamkritischen Fragen verhinderten ein Eingehen auf die sich offenbarenden Unterschiede im religiösen Selbstverständnis der Gläubigen. Nur angetippt werden konnten so Fragen zur Heiligkeit, Unantastbarkeit und entsprechend spirituellen Kraft von geoffenbarten Texten.

Nicht zu verzagen und müde zu werden, sondern gemeinsam weiterhin Leerfelder oder verkrustete tote Traditionen anzugehen, wünscht frau sich und als dankbare Zuhörerinnen vor allem auch den drei Referentinnen. Es bleibt zu hoffen, dass solche Veranstaltungsreihen «Schule machen».

Regula Roth-Rutishauser

Vollversammlung der IG feministische Theologinnen der deutschen Schweiz und Liechtensteins

Am Montag, 7. März 2005, hat im Luzerner Lukassaal die Vollversammlung der IG Feministische Theologinnen stattgefunden. Von den gut 160 Mitfrauen haben sich vierzig entschuldigen lassen und rund zwanzig teilgenommen.

Der Vorstand gab die Verabschiedung von Doris Brodbeck bekannt, die sich jahrelang um die Homepage der IG verdient gemacht hat. Neu in den Vorstand gewählt wurden Monika Frieden und Carmen Cattarina Baumli, die nun mit Ursula Vock, Claudia Jaun, Veronika Bachmann, Tania Oldenhage und Monika Hungerbühler mitarbeiten. Zu erwähnen ist die neu gestaltete Homepage der IG (www.theologinnen.ch/ig) und die von der VV beschlossene Unterstützung der Tagungen «Frieden – Du leibste aller Geburten». Interreligiöser Theologiekurs für Jüdinnen, Christinnen, Musliminnen, organisiert von der Paulus-Akademie Zürich und vom Ev. Tagungs- und Studienzentrum Boldern, Männedorf, geplant und durchgeführt von einem interreligiösen Leitungsteam.

Am Nachmittag, an den zusätzlich einige Frauen kamen, hielt Käthy Ehrensperger einen spannenden Vortrag. Die Professorin für Neutestamentliche Studien in Lampeter in Wales/GB machte extra für die IG einen Abstecher in die Schweiz und sprach über «Paulus und

die Frage der Macht». Der Vortrag ist auf der Homepage einsehbar. Die VV 2006 findet am Montag, 13.3. in Zürich (Hirschengraben 6) statt.

Monika Hungerbühler

Alles eine Frage des Kopftuchs?

Mit diesem Thema war Farideh Akashe-Böhme am 11. März zu Gast im RomeroHaus. Was hat es bloss mit diesem Stück Stoff auf sich, dass es nicht nur in aller Augen, sondern auch in aller Munde ist?

Frau Akashe-Böhme hat nicht das Kopftuch ins Zentrum ihrer Überlegungen gestellt, sondern die Frage nach dem Sinn gesellschaftlicher Homogenität in Zeiten der Globalisierung, des Aufbrechens nationalstaatlicher Bezogenheit. Noch immer antwortet man auf die neuen Herausforderungen mit dem Versuch, gesellschaftliche Einheit durch ethnische und kulturelle Homogenität herzustellen und zielt im Grunde mit Integration auf kulturelle Homogenität. Wenn schon nicht mehr einer *Natur*, dann zumindest *eines Geistes*.

Homogenität, meint Akashe-Böhme, hat dennoch eine gewisse Berechtigung. Sie bezeichnet diese Form der Homogenität als «funktionale Homogenität». Als erstes Beispiel nennt sie die technischen Normierungen. «Ein weiterer Bereich, in dem Homogenität zu rechtfertigen ist, könnte man die *ideologische Neutralität* nennen. Dieser Bereich ist die Öffentlichkeit, vor allem das Erziehungswesen, aber auch das Rechtswesen und zum Teil auch der politische Sektor. Die Homogenität, die hier zu fordern ist, besteht weniger darin, dass man Werte teilt (...), als darin, dass das Verhalten und die Spielregeln in diesen Sektoren gerade gegenüber den unterschiedlichen Werthaltungen, die Menschen und Gruppen haben mögen, neutral sind. Hier geht es also um das universalistische geregelte Rechtswesen, um das laizistische geregelte Bildungswesen.»

Ganz zentral ist: Menschen- und Grundrechte stehen über allen partikularistischen Normen und kulturellen Traditionen! Und: Es gibt keine Toleranz etwa gegenüber menschenrechtsverletzenden Zwangsehen, Ehrenmorden und Mädchenbeschneidungen! Neutralität heisst nicht Gleichgültigkeit gegenüber Rechtsverletzungen in Bezug auf Mädchen und Frauen. Hier hat der Staat ganz klar die Pflicht, seine Rechtsauffassung, ohne mildernde Umstände, durchzusetzen.

Und wie steht es mit dem Kopftuch? Das Kopftuch ist für uns ein Zeichen der Fremdheit, für viele Frauen wird es aber gerade wegen der Ablehnung, die der islamischen Kultur und Religiosität hier entgegenschlägt, immer mehr zu einem stolz getragenen Zeichen der Selbstbehauptung. In säkular konzipier-

ten Institutionen (etwa der Schule) sollte das Kopftuch – notabene für Lehrerinnen – als Symbol einer religiös bestimmten Lebensführung aber nicht zugelassen werden, meint Akashe-Böhme. Ein solches Vorbild böte den Eltern Hand, ihre Töchter, die dem Kopftuch allenfalls ablehnend gegenüber stehen, zum Tragen des Kopftuches zu zwingen.

Der ganze Vortrag von Akashe-Böhme kann als RomeroHaus-Protokoll ab Mitte Mai für Fr. 12.– plus Porto unter www.romerohaus.ch bezogen werden.

Silvia Strahm Bernet

Gender – eine frag-würdige Kategorie

Am 16. April hat in der Paulusakademie Zürich eine zweite Tagung zum Thema *gender* stattgefunden. Brigit Keller, die schon den letztjährigen Anlass geleitet hat, führte ins Thema *gender* mit Schwerpunkt auf «frag-würdig» ein.

Die in Basel lehrende Historikerin Regina Wecker hat anhand eines geschichtlichen Abrisses dargelegt, dass der Begriff *gender* problematisch und unscharf geworden ist. Die Frage der Definitionsmacht wird mit einem Begriffswechsel jedoch nicht erreicht. Tove Soilands These betrachtet *gender* als Bestandteil des Geschlechterregimes, das auch in die neoliberale Rationalität einfließt. In der Replik von Patricia Purtschert blieb dies nicht unerwidert. Es wurden kritische Fragen aufgeworfen wie z.B.: Ist die Dekonstruktion von *gender* ein Luxusproblem der Ersten Welt? Christa Binswanger moderierte die Diskussion zwischen Tove Soiland, Patricia Purtschert und dem Publikum. Diese wurde auf hohem theoretischem Niveau geführt.

Am Nachmittag wurde zwischen fünf spannenden Workshops gewählt. Fragen zu konkreten Erfahrungen in unterschiedlichen Kontexten konnten in regen Diskussionen angegangen werden: Wie wirkt sich *gender* im Migrationskontext aus, wie in der persönlichen Lebensgestaltung? Was bedeutet *gender* für die Verortung von Lesben? *Gender* im Spannungsfeld von Gleichstellung, *gender* als Kritik oder Bestandteil des neoliberalen Geschlechterregimes? Ist ein gemeinsamer politischer Kampf gegen Diskriminierungen von Frauen trotz aller Differenzen weiterhin möglich?

Im Podiumsgespräch, geleitet von Brigit Keller, diskutierten die Workshopleiterinnen Regina Wecker, Jael Bueno, Regula Frey Nakonz, Martha Rohner und Angela Zimmermann über einen möglichen Ausblick: *Miteinander streiten und trotzdem gemeinsam politisch handeln*. Podium und Publikum stimmten überein, dass wir auch heute noch ein *Wir* brauchen, dass dieses *Wir* aber

weder die Homogenität der Frauen zur Voraussetzung hat, noch sie auf eine einzige Identität festlegen will.

Elisabeth Wunderli

Hinweise

Lust auf «gender»?

Alles, was Sie schon immer zum Thema «gender» wissen wollten, erfahren Sie ab sofort auf der Webseite www.lustaufgender.ch; in einem Spiel, auf Wissensseiten, mit Fakten und einem Quiz. Die Webseite zeigt auf, dass Geschlechterrollen veränderbar sind. Sie motiviert dazu, im persönlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Umfeld fixe Bilder von Mann- und Frausein zu hinterfragen und aufzulösen. Die Kampagne ist ein gemeinsames Projekt der Gleichstellungsbeauftragten der Fachhochschule Zentralschweiz, der Universität Luzern, des Kantons und der Stadt Luzern anlässlich des 10-jährigen Bestehens des Büros für die Gleichstellung von Frau und Mann des Kantons Luzern.

Wir gratulieren! Das Fraueninformationszentrum FIZ wird 20 Jahre alt!

Seit zwanzig Jahren bekämpft das FIZ alle Formen der Gewalt und Ausbeutung von Migrantinnen in der Schweiz, auf individueller und auf politischer Ebene. Tausende Frauen aus Afrika, Asien, Lateinamerika und Osteuropa haben in den vergangenen Jahren die Unterstützung des FIZ gesucht. Sie alle verbindet, dass sie von struktureller oder individueller Gewalt und Ausbeutung betroffen sind und sich dagegen zu wehren versuchen. Viele dieser Migrantinnen sind Opfer von Frauenhandel. Die hohen Profite bei gleichzeitig geringem Risiko macht Frauenhandel für die TäterInnen zu einem lukrativen Geschäft mit der Ware Frau. Heute wird – nicht zuletzt aufgrund der Arbeit des FIZ – in breiten Kreisen anerkannt, dass Frauenhandel eine schwere Menschenrechtsverletzung darstellt. Schwerpunkte in der Arbeit des FIZ sind persönliche Beratung, telefonische Unterstützung, Begleitung von Frauen, die Opfer von Frauenhandel geworden sind, politische Lobbyarbeit, Bildungsveranstaltungen, Vernetzung mit Organisationen in den Herkunftsländern und Aufbau eines Präventionsprojekts in Brasilien. Am 2. Juli findet in der Roten Fabrik in Zürich das Jubiläumsfest statt. Informationen: www.fiz-info.ch

1000 Frauen für den Friedensnobelpreis 2005 – Nomination bei Nobelpreiskomitee eingereicht

Ende Januar wurde beim Friedensnobelpreiskomitee in Oslo die Nomination der 1000 Frauen des Projekts «1000 Frauen für den Friedensnobelpreis

2005» eingereicht. Mitunterzeichnet ist das Schreiben von Bundesrätin Micheline Calmy-Rey.

Mit der Nomination wollen die Initiantinnen am Beispiel von 1000 Frauen zeigen, dass Frauen weltweit Lösungen gegen Armut und Gewalt, für Gerechtigkeit, Bildung, politische Rechte und Sicherheit erarbeiten. Um ihre Strategien, Methoden, Netzwerke und Visionen sichtbar zu machen, porträtieren lokale Journalistinnen und Journalisten die 1000 Frauen. Unabhängig vom Entscheid des Nobelpreiskomitees werden die Porträts in einem Buch zusammengefasst und über Internet weltweit zugänglich gemacht.

Um den Regeln des Nobelpreises zu entsprechen, wurden in der Nomination drei Frauen aus drei Weltregionen speziell hervorgehoben. Die Namen der 1000 Frauen sollen voraussichtlich im Juni 2005 veröffentlicht werden. Das Nobelpreiskomitee gibt seinen Entscheid im Oktober 2005 bekannt.

Das Projekt 1000 Frauen für den Friedensnobelpreis 2005 wurde im März 2003 initiiert, mit dem Ziel, weltweit 1000 Frauen und ihren täglichen, oft gefährlichen und unermüdeten Einsatz für Frieden und menschliche Sicherheit sichtbar zu machen. Mit der Nomination für den Friedensnobelpreis sollen die Frauen ermutigt und ihre Arbeit geehrt werden.

2004 wurde mit der Unterstützung von 20 Koordinatorinnen weltweit nach Kandidatinnen gesucht. Mehr als 2000 Frauen aus über 150 Ländern wurden vorgeschlagen. Im Oktober wählte das internationale Projektteam daraus 1000 Frauen aus. Die Kriterien waren streng. Unter anderem hatten Nachhaltigkeit der Arbeit, Einschluss aller Konfliktparteien, langfristiges Engagement und die Vernetzung grosse Bedeutung.

Die Zahl 1000 ist ein Symbol. Die 1000 vorgeschlagenen Frauen sind stellvertretend für Tausende von Frauen, deren Namen die Liste weiter ergänzen könnten. Das Sichtbarmachen der 1000 Frauen soll eine Ehrung und Ermutigung für all jene Frauen sein, die sich weltweit gegen Armut, kriegerische Auseinandersetzungen, für mehr Gerechtigkeit, menschliche Sicherheit und Frieden einsetzen. Nominiert sind mehrheitlich Frauen der Basis, 45% sind so genannte «grassroots» Frauen, 43% arbeiten in nationalen Institutionen und Universitäten, 12% sind in Parlamenten, Regierungen oder Internationalen Organisationen tätig. Unter den nominierten Frauen sind auch fünf Schweizerinnen.

Um die Ausstellung und das geplante Buchprojekt zu verwirklichen, läuft in diesem Jahr eine gezielte Sponsorensuche an.

Informationen:

www.1000peacewomen.org

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Irina Bossart, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Susanne Schneeberger Geisler, Bern
Jacqueline Sonogo Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Möriken

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
c/o Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegendruck GmbH, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 26.–
GönnerInnenabo Fr. 40.–
Auslandabo: Fr. 29.–/Euro 19.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 7.– zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43
9247 Henau

Inhaltsverzeichnis

Editorial (Silvia Strahm Bernet)	2
Gut betucht. Die Textilindustrie aus ethischer Perspektive (Barbara Bleisch)	3
Bibel-Stoffe und Dekonstruktion (Tania Oldenhage)	5
Lydia – die Stoffhändlerin (Ivoni Richter Reimer)	7
Verhüllen – Enthüllen. Eine kulturgeschichtliche Perspektive (Farideh Akashe-Böhme)	8
Meine Liebe zum Stoff. Gedankenfäden zu Textilien und Text (Monika Hungerbühler)	11
Das Textile in der Kunst (Stefanie Bieri)	12
Zündstoff «Israel – Palästina». Ein Multiversum explosiver Perspektiven (Dorrie Iten-Gilden)	14
Traumstoff Liebe (Silvia Strahm Bernet)	16
Literatur	17
Forum	18

Bildnachweis

Titelbild: Tunika, Lebensbaum mit Weinblättern, 4. bis 5. Jahrhundert
Übrige Bilder: Gewebe aus dem 7. bis 15. Jahrhundert

Hinweis

Geschichte machen mit Heidi Witzig und philosophieren mit Lisa Schmuckli

Feministisches Grundlagenstudium am EWC – European Women's College

Am European Women's College studieren kann jede Frau, die Lust am Denken und Lernen hat und bereit ist, zusammen mit anderen nach Erkenntnis zu suchen. Das vierte Feministische Grundlagenstudium beginnt am 23. September 2005 und dauert zwei Jahre.

Die Studiengebühr pro Jahr beträgt Fr. 4600.– und wird semesterweise einbezahlt. Darin sind enthalten: Im ersten Studienjahr 22 und im zweiten Studienjahr 23 Seminartage.

Die Teilnahme an einer Informationsveranstaltung ist empfehlenswert. Informationen über Zeit, Ort und Anmeldung unter Tel. 044 941 82 47 oder per email h.vogt@active.ch.

Das Team: Lisa Schmuckli, Heidi Witzig, Silvia Tavernini und Heidi Vogt.

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Das Thema der nächsten Nummer: **versklavt**

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Farideh Akashe-Böhme, Rosenhöweg 25, D-64287 Darmstadt

Stefanie Bieri, Hochstrasse 257, 8200 Schaffhausen

Barbara Bleisch, Seefeldstrasse 112, 8008 Zürich

Monika Hungerbühler, Kannenfeldstrasse 35, 4056 Basel

Dorrie Iten-Gilden, Im Seehof 30, 8610 Uster

Tania Oldenhage, Ev. Tagungs- und Studienzentrum Boldern, 8708 Männedorf

Ivoni Richter Reimer, Rua 115 G, nº 10, Setor Sul, 74085-310 Goiânia – GO – Brasil

Silvia Strahm Bernet, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern